Gelesenste Deutsche Zeitung —des— Westens.

Abendpost

Beste Deutsche Zeitung —für— Anzeigen.

1 Cent. Chicago, Montag, den 9. September 1901.—5 Uhr-Ausgabe. 13. Jahrgang. — No. 214

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der "Associated Press.")

Inland.

Bessert sich zusehends.

Die letzten Bulletins über das Befinden des Präsidenten lauten sehr günstig. — Der Patient dürfte die Krisis gut überstehen. — Eine völlige Genesung mit Gewißheit erwartet. — Der Präsident ist bei vollem Bewußtsein. — Die nächsten 24 Stunden werden die Entscheidung bringen.

Buffalo, 9. Aug. Präsident McKinley geht der nahenden Krisis entgegen, ohne daß sich entschiedener Kräfteverlust oder ein sonstiges gefahrdrohendes Symptom gezeigt hätte. Die Aerzte veröffentlichten um 6 Uhr heute Morgen das erste Bulletin aus dem Krankenzimmer, das wie folgt lautet:

„Die Nachtruhe des Präsidenten war zeitweise gestört, im Allgemeinen schlief der Patient aber ziemlich gut. Sein Allgemeinbefinden ist unverändert. Puls 120, Temperatur 101, Respiration 28."

Die Mittheilung, daß die gestrige Nacht nicht so gut für den Patienten verlaufen war, wie man allgemein gehofft hatte, stimmte die optimistischen Erwartungen bedeutend herab, indessen tröstet man sich mit der Angabe, daß der Präsident sich wenigstens im Allgemeinen eines stärkenden Schlafes erfreuen durfte. Die Enttäuschung war um so größer, als die letzten gestrigen Bulletins sehr hoffnungsfreudig klangen, und das erste heutige Bulletin wird vielerseits nur als die Vorbote noch schlimmerer Nachrichten aufgefaßt. Gerüchtweise verlautet, daß die Aerzte die offiziellen Angaben über das Befinden des Patienten rosig färben, und in Wahrheit seine Chancen, die Krisis zu überstehen, durchaus nicht so gut sind, wie sie auf Grund der amtlichen Bulletins schließen lasse. Andererseits wird darauf hingewiesen, daß nach dem ersten heutigen Bulletin die Temperatur des Patienten etwas gesunken ist und daß Puls und Respiration ebenfalls normaler sind, wie gestern. Die Aerzte selbst bestehen darauf, daß das Befinden des Präsidenten zur Zeit auch nicht ein einziges ungünstiges Symptom erkennen lasse, obwohl natürlich nicht ausgeschlossen sei, daß schon die nächsten Stunden gefährliche Komplikationen eintreten lassen können.

In der Milburn'schen Wohnung herrschte heute in den ersten Morgenstunden Todtenstille, auch die Straßen in der Nachbarschaft waren nur von Schildwachen, Polizisten und Zeitungsleuten belebt. Soweit das Militär und die Polizei in Betracht kommen, werden die Vorsichtsmaßregeln nicht mehr so streng durchgeführt, wie gestern und vorgestern, aber noch kann sich Niemand dem Hause nähern, ohne angerufen und um genaue Auskunft über Woher und Wohin befragt zu werden.

Dr. Charles McBurney von New York, einer der hervorragendsten Chirurgen des Landes, der seit gestern an den Berathungen der Aerzte im Milburn'schen Palast theilnimmt, sprach seine Ansicht dahin aus, daß der Präsident, im Falle sich sein Befinden im selben Verhältniß, wie bisher, bessere, die Krisis morgen glücklich überstanden haben, und in drei oder vier Wochen im Stande sein werde, sich wieder den Pflichten seines hohen Amtes zu widmen. „Morgen Abend werden wir bis zu einem bestimmten Grad mit Gewißheit sagen können, ob Präsident McKinley mit dem Leben davonkommen wird, oder nicht," sagte Dr. McBurney. „Bis jetzt haben sich keine Anzeichen von Bauchfellentzündung eingestellt, und sollte diese eintreten, so wird dies spätestens morgen der Fall sein. Zur Zeit wird dem Patienten Nahrung in Gestalt einer Mischung von Whiskey, heißem Wasser und rohen Eiern durch Einspritzung in den Darm zugeführt, von Zeit zu Zeit erhält er auch einen kleinen Schluck Wasser. Der Präsident ist stets bei voller Besinnung und unterhält sich fortwährend mit seinen Aerzten. Die Wunden sind sofort nach der Operation geschlossen worden, und bis jetzt ist auch nicht wieder nach der noch im Körper des Präsidenten steckenden Kugel sondirt worden. Dieselbe steckt, wie wir annehmen zu dürfen glauben, in den Rückenmuskeln, und wenn unsere Annahme richtig ist, so braucht das Geschoß nicht entfernt zu werden, da es dort keinen Schaden anrichten kann. Es haben sich noch keine Spuren von Eiterbildung eingestellt, und der Roentgen-Strahlen-Apparat wird erst dann in Anwendung kommen, wenn es nöthig werden sollte, das Geschoß zu entfernen. Opiate werden dem Patienten schon seit Samstag nicht mehr gegeben, und die Aerzte hoffen zuversichtlich, daß die Anwendung dieser Mittel fernerhin nicht nöthig sein wird."

Die Aerzte traten um 8 Uhr heute Morgen zu einer Konsultation zusammen, die bis nach 9 Uhr währte, und 20 Minuten nach 9 Uhr wurde das folgende Bulletin ausgegeben:

„Das Befinden des Präsidenten wird von Stunde zu Stunde befriedigender, und damit schwindet auch mehr und mehr die Gefahr, daß Komplikationen eintreten werden. Puls, 122; Temperatur, 100.8; Respiration, 28."

Dr. Roswell Park, einer der konsultirenden Aerzte, erklärte später, daß man sich keine Sorgen darüber zu machen brauche, daß der Präsident während der Nacht unruhige Stunden gehabt habe, denn dies sei in solchen Fällen, wie der vorliegende, nicht anders zu erwarten. Der Präsident sei vollkommen bei Bewußtsein und erhalte keine Opiate; er spreche mehr, als die Aerzte ihm gestatten wollen, da sie die Kräfte des Patienten in jeder Weise zu schonen wünschen. Die leichte Steigerung in der Temperatur während der Nacht habe wenig zu bedeuten, und die Körperwärme des Präsidenten sei schon jetzt wieder in der Abnahme begriffen. Es lägen absolut keine gefahrdrohenden Anzeichen vor. Jede Stunde, die jetzt vergeht, ohne daß sich eine Wendung zum Schlimmeren eintritt, verdoppelte die Chancen für die völlige Genesung des Patienten.

Kurz nach 10 Uhr heute Vormittag traf Abner McKinley, der Bruder des Präsidenten, ein, der auf die Nachricht von dem Attentat hin sofort aus Denver hierher geeilt war. Er fand sofort Einlaß in das Milburn'sche Haus, das er nach drei Viertel Stunden wieder verließ, um freudestrahlend zu bestätigen, daß das Befinden seines Bruders ein vollständig befriedigendes sei.

Auf Grund der amtlichen Bulletins und der Versicherungen, welche dem Präsidenten nahe stehende Personen abgaben, hat sich allgemein die hoffnungsvolle Ansicht Bahn gebrochen, daß der Präsident die Krisis glücklich überstehen und von seiner Verwundung vollständig genesen werde. Unter den Besuchern, welche heute im Milburn-Palast vorsprachen, befanden sich Bundesgeneralanwalt Knox, Sekretär Wilson, Generalpostmeister Smith, Senator Hanna, Senator Fairbanks, Myron T. Herrick und Bundeskontrolleur Dawes. Schatzamtssekretär Gage theilte heute seinem ersten Assistenten in Washington telephonisch mit, daß die Genesung des Präsidenten jetzt außer Frage stehe und daß er, Gage, morgen oder übermorgen wieder nach Washington zurückkehren werde. Die übrigen Kabinetsmitglieder, mit der Ausnahme von Staatsminister Hay, werden ebenfalls Buffalo in den nächsten Tagen verlassen, im Falle keine Verschlimmerung im Befinden des Präsidenten eintritt.

Neuerdings verlautete aus angeblich zuverlässiger Quelle, daß Frau McKinley noch gar nichts von dem auf das Leben ihres Gatten verübten Attentat mitgetheilt worden sei. Man solle ihr nur gesagt haben, daß der Präsident einen Unfall erlitten habe, der ihn zwinge, einige Tage das Bett zu hüten, der im Uebrigen aber durchaus nichts zu bedeuten habe. Die Aerzte hätten für das Leben von Frau McKinley gefürchtet, wenn ihr die volle Wahrheit mitgetheilt werden würde, da sie an einer hochgradigen Nervenerschütterung leide und beständig unter dem Einfluß beruhigender Mittel gehalten werden müsse. Als der Präsident hier eintraf, wurde einer der Kanonen, den Salut abgaben, in so unmittelbarer Nähe seiner Equipage abgefeuert, daß die Scheiben der Kutsche platzten. Frau McKinley erlitt einen solchen Schrecken, daß sie angeblich in Ohnmacht fiel und seither an Nervenzufällen leiden soll. Gestern machte sie eine Ausfahrt in einer geschlossenen Kutsche.

Nach dem neuesten Bericht der „Associirten Presse" weiß Frau McKinley, daß der Präsident geschossen wurde, aber hielt man es nicht für nothwendig, ihr alle die Einzelheiten des Attentates mitzutheilen. Frau McKinley zeigt sich noch immer vollständig gefaßt. Heute Morgen verbrachte sie wieder kurze Zeit im Krankenzimmer. Was sich bei diesem Besuch zwischen den Gatten abspielte, entzog sich natürlich fremder Beobachtung. Nach außen verlautete nur, daß Frau McKinley die selbe besonnene Ruhe an den Tag legte, die bisher die höchste Bewunderung erregt hatte.

Sekretär Cortelyou, der freien Zutritt zum Krankenzimmer hat, unternahm heute gegen Mittag einen kurzen Spaziergang. Er sprach sich über das Befinden des Präsidenten wie folgt aus: „Die Sachlage ist entschieden sehr ermuthigend. Daß der Präsident gestern Nacht ruhelose Stunden hatte, ist nur natürlich, und das Gegentheil hätte höchstens Anlaß zu Besorgnissen geben können. Natürlich ist der Patient jetzt noch nicht außer Lebensgefahr, jedenfalls aber werden die nächsten 24 Stunden sicherlich die Entscheidung bringen. Von einer weiteren Operation ist bislang zwischen den Aerzten noch nicht die Rede gewesen."

Mord und Selbstmord.

Des Moines, Ja., 9. Sept. Auf offener Straße erschoß hier heute Vormittag der 27 Jahre alte Otis Green von Albia, Ja., seine Frau und jagte sich dann selbst eine Kugel durch den Schädel. Green wird wahrscheinlich sterben. Er beschuldigt seine Frau der Untreue und behauptet, daß sie ihn verlassen habe. Frau Green kam vor zwei Wochen hierher, um einen Kursus in einer osteopathischen Lehranstalt durchzumachen. Heute traf ihr Gatten auf Grund einer Verabredung, doch kam es bald zwischen den Gatten zu einem hitzigen Streit, der mit der Bluthat endete.

Mit Ausweisung bedroht.

Wenn gesetzlich irgend zulässig, sollen Anarchisten ausgewiesen werden. — Die Polizei fahndet eifrig auf Emma Goldmann.— Die bekannte Anarchistin soll am Montag in Buffalo gewesen sein. —Später hielt sie sich in St. Louis auf.

Buffalo, 9. Sept. Sowohl die Polizei wie die Mitglieder des Kabinets sind der festen Ueberzeugung, daß Präsident McKinley das Opfer eines wohlgeplanten anarchistischen Anschlags geworden ist, und daß eine Verschwörung bestand, welche die Ausführung einer ganzen Anzahl von Attentaten zum Zweck hatte. Im Mittelpunkt der Verschwörung hat nach der Ansicht der hiesigen Polizei Emma Goldmann gestanden. Die Polizei hat festgestellt, daß Emma Goldmann sich am letzten Montag unter falschem Namen in Buffalo aufgehalten hat. Was der Zweck ihres Kommens war, konnte noch nicht in Erfahrung gebracht werden, die Behörden glauben aber, daß er mit dem Attentat in enger Verbindung gestanden habe. Die Polizei des ganzen Landes fahndet jetzt auf die Anarchistin, deren Festnahme angeordnet worden ist. Schon jetzt steht fest, daß Emma Goldmann des Landes verwiesen werden wird, wenn dies in gesetzlicher Hinsicht irgendwie angängig ist. Sehr wahrscheinlich werden auch weitere Ausweisungen erfolgen, da die Kabinetsmitglieder entschlossen sind, das Land von den Anarchisten zu säubern. Die Landesverweisung wird wahrscheinlich auf die Anklage der Verschwörung gegen die Bundesverfassung, gegen die Regierung und zur Ermordung des Präsidenten der Ver. Staaten hin angeordnet werden. Wichtige Verhaftungen stehen in Aussicht.

St. Louis, Mo., 9. Sept. Es ist mit Sicherheit festgestellt worden, daß Emma Goldmann am Donnerstag Abend hier eintraf und sich am Freitag während des ganzen Tages hier aufhielt. Sie hatte im Hause Nr. 1035 S. 13. St. Absteigequartier genommen und verweilte dort bis Samstag Abend 7 Uhr. Die Polizei glaubt, daß sich die Anarchistin von hier entweder nach Buffalo oder nach Chicago begeben hat. Eine Frau, die der Personalbeschreibung der Goldmann entspricht, erstand in einer „Scalper"-Office in der Nähe des Union-Bahnhofes am Samstag Abend eine Fahrkarte nach Chicago; dieselbe wurde später aber von der Käuferin wieder an eine andere Person verkauft. Da die Möglichkeit vorliegt, daß Emma Goldmann die Stadt noch nicht verlassen hat, so machen die Polizei sowohl, wie die hiesige Bundesbehörde alle Anstrengungen, um sie womöglich festnehmen zu können.

Heute wurde festgestellt, daß Emma Goldmann am letzten Samstag Vormittag 9 Uhr im hiesigen Postamt nach etwa für sie eingelaufenen Briefen frug und ersuchte, ihr solche postlagernd nach Chicago nachzusenden.

New York, 9. Sept. Die Stätten, an welchen die hiesigen Anarchisten sich gewöhnlich zu versammeln pflegen, waren gestern öde und verlassen. Alle die Lokale wurden von Spezial-Geheimpolizisten bewacht, und die Besitzer hatten Anweisung erhalten, ihre Hallen nicht zur Abhaltung anarchistischer Versammlungen zu vermiethen. Auch in Paterson, N. J., fand die übliche anarchistische Sonntags-Versammlung nicht statt. Mayor Hinchliffe hat bekannt gemacht, daß er jedem Wirth die Schankgerechtsame entziehen werde, der sein Lokal zu anarchistischen Versammlungen vermiethe. In Zukunft soll keine Person mehr die Wirthslizens erhalten, von der bekannt ist, daß sie zu anarchistischen Tendenzen neigt.

New York, 9. Sept. Auf Befehl von Polizeikommissär Murphy hat die Polizei den Koffer von Alfonso Stutz beschlagnahmt, und sein Inhalt wird jetzt im hiesigen Polizei-Hauptquartier einer genauen Prüfung unterworfen. Stutz, der erst kürzlich aus Deutschland nach den Ver. Staaten gekommen sein soll, wurde in Buffalo unter dem Verdacht verhaftet, an der angeblichen Verschwörung gegen das Leben von Präsident McKinley theilgenommen zu haben, mußte aber später wieder entlassen werden, da ihm nichts direkt bewiesen werden konnte. Hiesige Anarchisten stellen in Abrede, daß sich Emma Goldmann hier aufhalte und behaupten, sie hälte sich in St. Louis versteckt.

Youngstown, O., 9. Sept. Die Staatsbeamten des Ordens der „Knights of the Golden Eagle" werden Leon Czolgosz aus dem Orden ausstoßen, in welchem er sich in Cleveland unter dem angenommenen Namen Frederick Niemann aufnehmen ließ.

Marion, Ind., 9. Sept. Drei Insassen der hiesigen Soldatenheimath sind verhaftet und in Arrest gebracht worden, weil sie ihr Bedauern darüber aussprachen, daß es Czolgosz nicht gelungen sei, den Präsidenten zu tödten.

Cleveland, 7. Sept. Die Polizei ist überzeugt davon, daß der Anschlag auf das Leben des Präsidenten von 18 hiesigen Anarchisten ausgeheckt worden ist, obwohl es ihr nicht gelang, direkte Beweise dafür zu erlangen. Die Polizei verhaftete einen Anarchisten, der, wie sie überzeugt ist, mehr von dem Attentat weiß, als er zu sagen für gut befindet. Da dem Manne aber nichts direkt bewiesen werden konnte, so mußte er nach seinem Verhör wieder freigelassen werden.

Buffalo, 7. Sept. Aus verläßlicher Quelle verlautet, daß in der heutigen informellen Besprechung, welche die Mitglieder des Kabinets abhielten, Mittel und Wege zur Unterdrückung der Anarchisten im ganzen Lande besprochen wurden. Zweifellos stehen in allen Städten, wo anarchistische Gruppen existiren, Massenverhaftungen bevor.

Buffalo, 9. Sept. Czolgocz besteht noch immer auf seiner ursprünglichen Angabe, daß er das Attentat allein geplant und ausgeführt habe, ebenso energisch stellt er in Abrede, daß Emma Goldmann oder andere Anarchistenführer auch nur das Geringste um seine Absichten wußten. Er habe oft mit ihnen über anarchistische Doktrinen im Allgemeinen gesprochen, nie aber sei während dieser Gespräche ein Attentat auf den Präsidenten auch nur erwähnt worden. Czolgocz wird heute von Polizeichef Bull und Distriktsanwalt Penney abermals verhört worden, indessen hoffen sie nicht, daß sie etwas aus ihm herausbekommen werden. Die Polizei erklärt das Gerücht für unwahr, wonach Czolgocz Spuren von körperlicher und geistiger Erschöpfung zeige, und behauptet, daß der Attentäter dieselbe Haltung zur Schau trage, wie früher.

Da die Bundesverfassung keine Bestimmungen über einen Mordangriff auf den Präsidenten der Ver. Staaten enthält, so wird Czolgosz im hiesigen Staatsgericht der Prozeß gemacht werden und das Attentat ist in den Augen des Gesetzes weiter nichts, als ein Mordangriff auf einen einfachen Bürger der Ver. Staaten. Die Bundesregierung wird sich in keiner Weise in den Gang des Prozesses einmischen. Sollte die Entdeckung gemacht werden, daß Czolgosz Helfershelfer hatte, so wird die Regierung allerdings durch ihre Geheimbeamten dieselben festnehmen zu lassen versuchen. Von einem systematischen Vorgehen gegen die Anarchisten im Allgemeinen weiß die hiesige Polizeibehörde angeblich nichts.

Cleveland, O., 9. Sept. Polizeichef Corner gab heute die Erklärung ab, daß die Polizei auf Grund sorgfältiger Nachforschungen zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß hier keine anarchistische Verschwörung bestand, und daß der Anschlag auf das Leben des Präsidenten nicht hier geplant worden ist. Dagegen glaubt die hiesige Polizei, daß die Vorstadt Newburg der Sitz einer Anarchisten-Gruppe ist, welche enge Beziehungen zu den Chicagoer Anarchisten unterhält.

Pittsburg, 9. Sept. Carl Nold und Harry Gordon, zwei bekannte hiesige Anarchistenführer und intime Freunde von Emma Goldmann, sind verhaftet worden und wurden einem strengen Verhör unterworfen. Nold ist auch ein Freund von Bertmann, der das Attentat auf H. C. Frick verübte.

Buffalo, 9. Sept. Die Delegaten, welche die Vorbereitungen für die Feier eines „Polnischen Tages" auf der panamerikanischen Ausstellung trafen, haben beschlossen, einen solchen nicht abzuhalten, um auf diese Weise ihre Trauer ob des Attentats und ihre Theilnahme für das Opfer desselben an den Tag zu legen.

Schreckliche Feuersbrunst.

Vancouver, B. C., 9. Sept. Der soeben hier eingetroffene Dampfer „Tartar" bringt nähere Nachrichten über die schreckliche Feuersbrunst, die am 20. August die chinesische Stadt Fu Tschau heimsuchte und Eigenthum im Werthe von über einer Million Dollars zerstörte. Am schwersten sind die europäischen Kaufleute von dem Brand betroffen worden, der zwei Tage lang wüthete und zahlreichen Menschen das Leben kostete. Während die Flammen Geviert nach Geviert einäscherten, plünderten die Kulis in den noch nicht gefährdeten Stadttheilen die Läden aus, und da die Polizei der Plünderung nicht Einhalt thun konte, mußte schließlich Militär requirirt werden. Es kam zu mehrfachen Treffen zwischen den Soldaten und den Plünderern, von denen Dutzende erschossen wurden. In allen Straßen der Stadt lagen Leichenhaufen, und Hunderte von Leichen waren zur Zeit, als der Dampfer abfuhr, noch unter den Brandruinen begraben.

Konvent der Brauarbeiter.

Philadelphia, 9. Sept. Heute wurde hier die erste Geschäftssitzung des Konventes der „United Brewery Workers" abgehalten. Einer der ersten Beschlüsse, die zur Annahme kamen, verdammt das auf McKinley verübte Attentat. Das wichtigste, auf der Tagesordnung stehende Geschäft ist der von Seiten der Brauer angedrohte, allgemeine Ausschluß der Brauerarbeiter.

Cincinnati, O., 9. Sept. In der Cosmopolitan-Halle wurde hier heute der Nationalkonvent des Ordens der Rothmänner im Beisein von Delegaten aus allen Theilen des Landes eröffnet. Auch der deutsche Zweig des Ordens ist voll vertreten.

Die Streiklage.

Pittsburg, 9. Sept. Die Vollziehungsbehörde der „Amalgamated Association" setzt auch heute ihre geheime Berathung fort. Keines der Mitglieder wollte sich über das Thema derselben aussprechen, indessen erblickt man in der Thatsache, daß die Berathung heute fortgesetzt wird, ein hoffnungsvolles Zeichen. Allgemein herrscht jetzt die Ueberzeugung vor, daß die Streiker jeden einigermaßen ehrenvollen Vorschlag, den ihnen die „United States Steel Corporation" macht, annehmen werden, und es würde nicht überraschen, wenn die Mitglieder des Vollziehungs-Ausschusses noch heute nach New York abreisen würden, um mit Präsident Schwab persönlich zu unterhandeln.

Pittsburg, 9. Sept. In McKeesport spitzt sich die Sachlage in immer bedenklicherer Weise zu. Schon vor Mitternacht versammelte sich eine große Menge Streiker vor der Fabrik der National Tube Co., und heute Morgen waren alle Zugänge zu derselben von 2000 Streikern bewacht. Von den 1000 Mann, die am Samstag in der Fabrik arbeiteten, vermochten sich kaum ein Dutzend durch die Linie der Streiker zu schleichen, die Uebrigen wurden gewaltsam am Betreten des Fabrikhofes verhindert.

Eine Abtheilung von 50 Polizisten bewachte die Fabrik, nahm aber keine Verhaftungen vor. Der Betrieb ist aus Mangel an Arbeitskräften vollständig eingestellt worden. Die National Tube Co. wird wahrscheinlich Streikbrecher hierherbringen und von Sheriff McKinley Schutz für die Leute verlangen.

Milwaukee, 9. Sept. Heute kehrten in der Anlage der Illinois Steel Co. in Bay View 35 Mitglieder der „Amalgamated Association" zur Arbeit zurück, und man erwartet, daß andere Streiker morgen diesem Beispiel folgen werden. Unter den Streikern, die sich heute zur Arbeit meldeten, befanden sich auch J. D. Hickey und J. F. Cooper, die beiden Delegaten, welche die Streiker nach Pittsburg geschickt hatten, um sich an Ort und Stelle über die Sachlage im großen Streik zu informiren. In zwei Departements der Walzwerke in Bay View konnte heute der volle Betrieb aufgenommen werden.

Hackett abgeblitzt.

Buffalo, 9. Sept. Der stellvertretende Marineminister Hackett hat den zur Zeit hier weilenden Bundesgeneralanwalt Knox brieflich sowohl, wie telegraphisch wiederholt ersucht, einen seiner Assistenten Kapt. Lemly, der bei dem Schley-Ehrengericht als Auditeur fungiren wird, als Assistenten zur Seite zu geben. Die Angelegenheit wurde von den übrigen, hier weilenden Kabinetsmitgliedern eingehend berathen, und zwar kamen sie zu dem Beschluß, daß dem Gesuch nicht entsprochen werden könne. Generalanwalt Knox hat Herrn Hackett dahin benachrichtigt, daß die Regierung sich in keiner Weise in die ehrengerichtlichen Verhandlungen einmischen werde, und daß aus diesem Grunde seinem Gesuch nicht entsprochen werden könne. Im Falle sich das Befinden des Präsidenten nicht verschlechtert, wird das Ehrengericht am Donnerstag in Washington seine erste Sitzung abhalten.

G. A. R.-Feldlager.

Cleveland, O., 9. Sept. Heute brach der erste Tag des 35. National-Feldlagers der „Grand Army of the Republi" an und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß es eines der größten und schönsten in der Geschichte der Organisation sein wird. Die große Parade wird am Mittwoch stattfinden, und der Ausschuß hofft, daß Vizepräsident Roosevelt am „Präsidenten-Tag" Präsident McKinley vertreten wird. Am Donnerstag soll eine große Massenversammlung stattfinden. Jeder Zug bringt Hunderte von Veteranen und anderen Festgästen.

Eisenbahn-Unglück.

Pittsburg, 9. Sept. Eine Depesche aus Mannington, W. Va., meldet, daß 14 Meilen vor jener Stadt entfernt ein Passagierzug entgleist ist, auf dem sich eine große Anzahl Ausflügler aus Fairmont, W. Va., befanden. Der Lokomotivführer und mehrere Passagiere sollen getödtet worden sein.

Ausland.

Die Köche meuterten.

Konstantinopel, 9. Sept. In der letzten Woche kam es unter dem Küchenpersonal im Yildiz Kiosk zur Meuterei, weil die Köche schon seit Monaten keinen Lohn mehr erhalten hatten. Der Sultan ließ den Leuten schließlich den rückständigen Lohn auszahlen, gleichzeitig aber auch die Rädelsführer in den Kerker werfen.

Neue Kohlenstation.

Konstantinopel, 9. Sept. Ein deutsches Schiff hat Kohlen auf der Insel Farsan im rothen Meer gelandet, wo die deutsche Regierung eine Werfte bauen läßt. Wie verlautet, hat Deutschland die Insel von der Pforte als Kohlenstation auf eine Reihe von Jahren hinaus gepachtet.

Landtag geschlossen.

Budapest, 9. Sept. Kaiser Franz Joseph hat heute den ungarischen Landtag geschlossen. Die Thronrede wurde im hiesigen Palast verlesen, der zu diesem Zweck geöffnet worden war.

Deutsche Preßstimmen.

Das Attentat wird einstimmig verdammt.— McKinley als der rechte Mann am rechten Platz bezeichnet.—Freude darüber, daß der Attentäter kein Deutscher ist.

Berlin, 9. Sept. Alle hiesigen Blätter bringen jetzt seitenlange Berichte über das Attentat auf Präsident McKinley. Einmüthig konstatiren sie, das Attentat wirke um so erschütternder, als McKinley erst am Tage vorher in seiner Aufsehen erregenden Rede auf der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo dem amerikanischen Volke neue Wege und Ziele geoffenbart habe. Es liege darin der Beweis, wie rastlos sein Geist für das Wohl des Landes arbeitete. Der „Reichsanzeiger" enthält noch keinen Kommentar über das Geschehniß, dagegen spricht sich die hochoffiziöse „Norddeutsche Allgem. Ztg." wie folgt aus:

„Der fluchwürdige Mordanschlag erfüllt uns Deutsche mit innigem Mitgefühl für den auch in Deutschland hochgeachteten Präsidenten und mit herzlicher Theilnahme an dem Schmerze des befreundeten amerikanischen Volkes. Möchte es der ärztlichen Kunst gelingen, das Leben des verehrten Staatsoberhauptes der großen Republik zu erhalten und von der amerikanischen Geschichte den Flecken eines neuen Präsidentenmordes abzuwenden."

Die „Neueste Nachrichten" bemerken: „Die ganze zivilisirte Welt empfing die Nachricht von diesem letzten anarchistischen Verbrechen mit dem tiefsten Abscheu. Mit dieser allgemeinen Empörung ist verbunden die Sympathie für das Haupt der großen Republik, welches während des Verlaufs seiner Administration zahlreiche Beweise von seinen freundschaftlichen Gefühlen für Deutschland gegeben hat."

Die „National-Zeitung" verdammt die That und fügt hinzu: „Die Sympathie der zivilisirten Welt gehört dem gefährlich verwundeten Präsidenten der Ver. Staaten, und hier wird sie allerwärts tief und aufrichtig sein."

Der „Börsen-Kourier" bemerkt: „Wir in Deutschland hegen den herzlichsten Wunsch, daß das Leben des Hauptes einer befreundeten Nation, welche mit uns durch so viele Bande verknüpft ist, erhalten werden möge."

Die „Vossische Zeitung" lobt Präsident McKinley in einem längeren Leitartikel, welcher wie folgt schließt: „Er ist der rechte Mann am rechten Platz, und die Amerikaner können sich beglückwünschen, wenn er wieder gesund wird."

Die Berliner athmeten thatsächlich auf, als die Meldung eintraf, daß der Attentäter kein Deutscher, sondern ein Pole sei. Auch in amtlichen Kreisen machte man aus der Befriedigung hierüber kein Hehl.

London, 9. Sept. Antonio Regidor y Jurade, der Vertreter der Philippiner in Europa, hat die folgende Depesche nach Amerika gesandt:

„Im Namen der Filipinos spreche ich meinen Abscheu vor dem nichtswürdigen Attentat aus und versichere den Präsidenten und seine muthige Gattin unserer tiefsten Sympathie. Nirgends in der Welt würde der Tod von Präsident McKinley mehr bedauert werden, als auf den Philippinen. Möge der Präsident im Stande sein, in Bälde den unglücklichen Zwist zwischen den Filipinos und den Amerikanern beizulegen.

Verlangen Schutz.

Berlin, 9. Sept. Mehr als 20 große Hamburger Firmen, die Filialen in Kolombia haben, richteten das Gesuch an den Reichskanzler von Bülow, den deutschen Gesandten in Bogota dahin zu instruiren, daß die deutschen Interessen in Kolombia energisch gewahrt werden müssen. Es heißt in der Petition, daß der Einfuhr- wie der Ausfuhrhandel in Kolombia hauptsächlich in deutschen Händen ist, daß Rebellenbanden der Schiffahrt auf dem Magdalenen-Fluß Hindernisse in den Weg legen und deutsche Waarensendungen anhalten.

Diplomatisches Diner.

Peking, 9. Sept. Dr. Mumm von Schwartzenstein, der hiesige deutsche Gesandte, gab heute ein Diner zu Ehren seiner Kollegen, die im Begriffe stehen, Peking zu verlassen. Alle die Vertreter der fremden Mächte, welche das Friedensprotokoll unterzeichnet haben, waren anwesend.

Tschau Lu, der Schatzmeister der Provinz Tschi-li, hat das Haupt der amerikanischen Mission ersucht, ein Hospital und eine ärztliche Schule in Paoting Fu zu errichten. Der Schatzmeister verpflichtete sich, die in Vorschlag gebrachte Anstalt mit 1000 Taels pro Jahr zu unterstützen.

Lokalbericht.

* Der Verbesserungs-Verein der Südwestseite hat für morgen Abend, in Sachen der geplanten Geleise-Erhöhung, eine weitere Bürger-Versammlung nach Ahlgrims Halle, Ecke 22. und Robey Straße, einberufen.

* George Roberts und Ernest Orr, welche ihrem eigenen Geständniß zufolge im Hyde Park- und Chicago Beach Hotel mehrere Gäste bestohlen haben, wurden von Richter Quinn zu einer Geldstrafe von je $100 verurtheilt, welche sie in der Bridewell abverdienen müssen.

Aus der Stadthalle.

Zur Bändigung junger Vandalen.

Polizeichef O'Neill ist von der Kommission für Anlegung von Spielplätzen und kleinen Parks angegangen worden, für bessere Polizei-Aufsicht über die schon eingerichteten Spielplätze sorgen zu wollen. Manche von den Kindern, die zu den Spielplätzen Zulaß finden, hausen auf denselben wie junge Vandalen, und es thut noth, daß man sie bändigt. Der Sekretär der Kommission ist übrigens der Ansicht, daß die Zerstörungsluft des jungen Volkes sich mit der Zeit schon geben werde. In New York hätten es die Rangen anfänglich auf den Spielplätzen noch weit schlimmer getrieben, als hier, sie hätten sich aber gesitteter benommen, als sie nach und nach zu der Erkenntniß gelangten, daß der Spielplatz gewissermaßen ihr Eigenthum ist.

Der stellvertretende Schulraths-Präsident, Herr Clayton Mark, ist benachrichtigt worden, daß sämmtliche für die unteren vier Klassen der Schulen bestellten Lehrbücher nunmehr abgeliefert seien. Mit dieser Ablieferung, welche durch einen Einhaltsbefehl verhindert werden sollte, war am Donnerstag schon begonnen worden, ehe der Befehl erwirkt wurde, und die Buchhandlung, welche die Bücher lieferte, hat sich auch nachher um den Befehl nicht gekümmert, da sie in denselben nicht eingeschlossen ist.

Baukommissär Kiolbassa überzeugte sich gestern durch persönlichen Besuch mehrerer Theaterlokale davon, daß diese mit Zuschauern überfüllt waren. Er hat den betreffenden Unternehmern bedeutet, daß das nicht wieder vorkommen dürfe.

Die Zivildienst-Kommission begann heute Nachmittag mit der Untersuchung in Sachen der vom Dienste suspendirten Pflasterungs-Inspektoren Heaney und Rogers, denen vorgeworfen wird, daß sie im Jahre 1899 bei der Neupflasterung der Jefferson Straße, zwischen Madison und Van Buren Str., die Verwendung von mangelhaftem Material gestattet hätten. Der Kontrakt für jene Arbeit war an „Chas. Kelly" vergeben, der nach einem dunklen Gerücht überhaupt nicht existiren soll. Das Betriebskapital für das Unternehmen war von Stadtschreiber Loeffler, Oelinspektor Burke und Sekretär Lutzenkirchen vom Departement der öffentlichen Arbeiten geliefert worden.

Koslowskis Gegner.

Die angebliche Mordverschwörung gegen den unabhängigen Bischof.

Das Verhör der angeblichen Verschwörer gegen das Leben des Bischofs Kozlowski wurde heute vor Richter Martin fortgesetzt. Theophil Lyjewicz erzählte, daß er sich bei dem Bischof wegen eines Magenleidens beklagt und von ihm den Rath erhalten habe, sein Haus zu verkaufen und nach dem Hospital an Hoyne Ave. und Homer Str. zu gehen. Durch die Vermittlung des Bischofs habe er dann gegen $600 in Baar, nach Abzug einer Hypothek zum Betrage von $1200, sein Haus an John Olszewski verkauft und dem Bischof gegen das Versprechen lebenslänglicher Verpflegung in dem Hospital $300 gegeben. Bald nach seiner Aufnahme im Hospital habe er daselbst allerlei Dienste verrichten müssen und hätte, als sich sein Leiden verschlimmerte, schwarze Pillen bekommen, welche ihm heftige Schmerzen bereiteten. Zeuge befand sich im Hospital, als der Barbier Milburn dort ärztlich behandelt wurde und will bei dieser Gelegenheit gehört haben, daß der Bischof sagte, man werde Milburn in kurzer Zeit nach einer besseren Welt senden.

* Auf bisher unaufgeklärte Weise sind aus dem Schmucksachen-Departement in Schlesinger und Mayers Putzwaaren-Geschäft, an State und Madison Str., Diamanten im Werthe von $1000 gestohlen worden. Der Diebstahl muß in der Zeit vom Samstag Abend bis zum heutigen Morgen verübt worden sein; er wurde von Dora Weinberg, Vorsteherin des betreffenden Departements, heute gleich nach der Eröffnung des Ladens entdeckt.

* Frau Sarah Harper wurde heute vom Dampfer „Petoskey" nach dessen Landung am Fuße der Michigan Str. mittels Ambulanz nach dem Passavant-Hospital geschafft. Auf der Fahrt nach Chicago war sie auf dem Verdeck des Dampfers ausgeglitten und so unglücklich niedergestürzt, daß sie einen Bruch des rechten Schlüsselbeines und leichte Kontusionen erlitt.

Das Wetter.

Vom Wetter-Bureau auf dem Auditorium-Thurm wird für die nächsten 18 Stunden folgendes Wetter in Aussicht gestellt:

Chicago und Umgegend: Wahrscheinlich gelegentliche Regenschauer heute Abend; morgen im Allgemeinen schön und etwas wärmer; lebhafte östliche Winde, die an Stärke abnehmen.

Illinois: Theilweise bewölkt heute Abend, mit Regenschauern im äußersten nördlichen Theile; morgen wahrscheinlich schön; veränderliche Winde.

Indiana: Regnerisch in den östlichen und nördlichen Theilen heute Abend; morgen im Allgemeinen schön; veränderliche Winde.

Missouri: Im Allgemeinen schön heute Abend und morgen; etwas kühler im nordöstlichen Theile; veränderliche Winde.

Nieder-Michigan: Gelegentliche Regenschauer heute Abend; morgen drohend, mit Regenschauern im östlichen Theile; etwas wärmer; lebhafte östliche, später veränderliche Winde.

Wisconsin: Regnerisch heute Abend; morgen wahrscheinlich schön; östliche, später veränderliche Winde.

In Chicago stellte sich der Temperaturstand von gestern Abend bis heute Mittag wie folgt: Abends 6 Uhr 63 Grad; Nachts 12 Uhr 64 Grad; Morgens 6 Uhr 62 Grad; Mittags 12 Uhr 66 Grad.

Die blonde Sphinx.

Skizze von Eduard Pfeifer.

Ich war todt. Daran war nicht zu zweifeln. Denn ich lag bleich, kalt und starr auf der Bahre und langweilte mich entsetzlich. Natürlich ist man todt, wenn man eine Kugel mitten in der Brust sitzen hat. Und das war bei mir der Fall. Ich selbst hatte das Erlösungswerk vollbracht. Vor die Wahl gestellt, mit langsam verblutendem Herzen durch das Leben zu schleichen oder meiner unsagbaren Seelenqual ein rasches Ende zu machen, hatte ich den kurzen Prozeß vorgezogen. Aber wie seltsam: das Gefühl der Befreiung wollte sich nicht einstellen. Nicht von der süßen Ruhe des ewigen Friedens— von namenloser Sehnsucht war mein Herz erfüllt. Sollte also das alte Bibelwort doch recht haben, daß die Liebe stärker sei als der Tod?"

Allmälig wurde es mir unbehaglich in der kalten starren Masse, die mich umgab, und obwohl ich als hartgesottener Skeptiker es bei meinen Lebzeiten nicht zu dem frommen Glauben gebracht hatte, daß Körper und Seele zwei verschiedene Dinge seien, so beschloß ich doch, wenigstens den Versuch zu wagen, aus mir, d. h. aus meiner sterblichen Hülle herauszusteigen. Zu meiner Ueberraschung und, wie ich aufrichtig gestehen will, auch zu meiner Beschämung, gelang der Versuch vollkommen. In dem Augenblick, da ich den Entschluß faßte, meinen Leichnam, den treuen Sklaven meines Willens zu verlassen, stand ich auch schon als körperloses Wesen vor meinem seelenlosen Körper.

Mit der Reise in das weite, unbekannte Land hatte ich es nicht eilig. Ich durfte ja noch nicht fort, wenn ich mir den grausamen Genuß der Erfüllung meiner letzten Hoffnung, meiner letzten heißen Sehnsucht nicht versagen wollte. Ich mußte warten, warten auf den Triumph, dem ich mein Leben zum Opfer gebracht hatte.

Geräuschlos, wie sich das bei meinem rein geistigen Zustande von selbst verstand, nahm ich auf dem rechten Seitenrande meines Todtenbettes Platz, um der Stunde zu harren, die mir den großen Sieg, die unbarmherzige Vergeltung bringen sollte, die ich zu fordern hatte. Merkwürdigerweise sah und hörte ich Alles, was um mich vorging. Durch das geöffnete Fenster lachte der helle Tag, und mit der flirrenden Lichtfluth drang von der See her ein erfrischender Hauch in mein Gemach. Ich befand mich in demselben Hotelzimmer, in dem ich seit acht Wochen gehaust und mein irdisches Dasein beschlossen hatte. Auf dem Schreibtisch lag in friedlicher Nachbarschaft von Büchern und Zigarren die Pistole, die mir zu dem ersten und letzten Knalleffekt meines Lebens verholfen hatte. Auf ihrem blanken Lauf glitzerte kokett ein Sonnenstrahl.

Es war sehr freundlich von der Hoteldirektion, daß sie dem todten Gast noch Unterstand gewährte und mich nicht in die Leichenkammer hatte überführen lassen. Und wie ich jetzt, nicht gerade mit Wohlgefallen bemerkte, hatte sie mir sogar die Aufmerksamkeit erwiesen, mir in Gestalt des den Parterreräumen des Hotels — mein Zimmer lag im Erdgeschoß — zugetheilten Wichsiers eine Todtenwache beizustellen. Man hatte den Mann in eine schwarze Livree gesteckt, aber seine leuchtende Kupfernase und sein fettglänzendes drolliges Gesicht machten es ihm platterdings unmöglich, die traurige Rolle, die man ihm gewiß nicht auf seinen Wunsch übertragen hatte, mit entsprechender Traurigkeit zu spielen. Der Kerl sah beleidigend vergnügt aus und liebäugelte ununterbrochen mit meinen Zigarren. Wie gern hätte ich ihm zugerufen: „Bitte, bedienen Sie sich doch, aber sehen Sie zu, daß Sie raus kommen!" Doch das ging nicht, rufen konnte ich nicht mehr, und das war auch gar nicht nothwendig, denn der Mann schien meine Gedanken sofort errathen zu haben. Mit einem verständnißvollen, pfiffigen Lächeln trat er vom Fußende meiner Bahre, wo er bisher gestanden hatte, an meinen Schreibtisch, griff mit beiden Händen in meine aufgestapelten Uppmanns, füllte sich damit seine sämmtlichen Taschen, warf mir einen dankbaren Blick zu und ging mit der sehr richtigen Bemerkung ab: „Warum soll 'n Hausknecht nich ooch mal wat Feines roochen?"

Mein Wunsch war erfüllt. Ich war mit mir allein, und meine Seele sah forschend auf das bleiche, müde Antlitz, das vor kurzem noch ihre Empfindungen wiedergespiegelt hatte. In den graumelirten Resten, die mir in den Herbsttagen meines Lebens von der einstigen Fülle meines Lockenhaares noch geblieben waren, spielte der feuchtkühle Lufthauch, der durch das Fenster strich. Melancholisch hing mein Schnurrbart herab und bemühte sich, das bittere Lächeln zu verdecken, das sich wohl im Augenblick meines Abschiedes von Welt und Leben an meinen Mundwinkeln festgesetzt hatte. Sonst sah ich sehr friedlich, aber, was ganz gegen meinen Geschmack war, auch sehr sentimental aus.

Je länger ich mich in den Anblick des armen Kerls versenkte, der vierzig Jahre lang die nicht immer leicht erträglichen Launen meiner Seele geduldig ertragen hatte und der nun, seines Dienstes ledig, stumm und regungslos vor mir dalag, um so trauriger wurde mir zu Muthe. Ich fühlte, wie sich die Reue an mich heranschlich, aber sie sollte mich nicht niederringen, nicht irre machen. Was ich gethan hatte, mußte sein.

„Nein, das mußte nicht sein!" schluchzte eine Stimme neben mir. Es war Heinz, mein alter Freund Heinz, der unbemerkt von mir eingetreten war und weinend an meiner Bahre stand. Die Thränen rannen über seine bärtigen Wangen herab, und immer wieder schüttelte er, wie das so seine Art war, wenn ihm etwas nicht paßte, sein blondes Germanenhaupt. Er ergriff meine Hand, drückte sie fest in der seinen, sah mich dabei lange und vorwurfsvoll an und sprach dann leise vor sich hin: „Das hast Du nicht gut gemacht, alter Junge! Das war kein geistvoller Schwabenstreich, das war dumm, lieber Freund, unglaublich dumm! Und das um dieses Weibes, um dieser Puppe willen! Du armer, armer Narr!"

Er drückte mir einen Kuß auf die Stirne und ging.

„Holla! Hier geblieben, mich anhören, für Deine Thränen, die Dir Gott vergelten möge, heißen Dank, aber höre mich, Du hast unrecht, lieber Heinz!"

Aber Freund Heinz hörte nicht, weil er mich nicht hören konnte. Unter der Thüre sandte er mir noch einen langen, wehmuthsvollen Blick zu, dann fuhr er sich mit der Hand über seine treuen Augen und wankte hinaus.

Also meine Selbsterlösung war eine unglaubliche Dummheit. Nein, alter Freund, Dein hartes Urtheil trifft mich nicht! Hätte ich vielleicht mein Leben verseufzen, in den Fesseln verschmachten sollen, in die dieses räthselhafte Weib mein ganzes Fühlen und Denken geschlagen? Wer war ich denn noch? Ein willenloser Sklave ihrer Launen. Und diese unwürdige Rolle hätte ich weiter spielen sollen? Nein und tausendmal nein! An guten Rathschlägen hast Du es, mein lieber treuer Heinz, allerdings nicht fehlen lassen. Du hast mich gewarnt vor dieser strahlenden Schönheit, die Dir kalt und seelenlos erschienen ist, hast mich gewarnt vor dem zaubervollen Aufleuchten dieser blauen Märchenaugen, deren berückender Reiz für Dich lediglich eine optische Erscheinung, ein interessanter, aber durchaus nicht ungewöhnlicher Lichteffekt einer hochgewölbten Iris gewesen ist, Du hast mich bestürmt, dem Banne dieser Täuschung zu entfliehen, aber Du weißt nicht, daß mein ganzes Leben nur noch von der einen Sehnsucht beherrscht war, in diese Augen zu sehen, an ihren Blicken mich zu berauschen. Ach, alter Freund, Du hattest gut rathen, Du konntest leicht den Ueberlegenen, den Warner spielen, denn was wußtest Du von der grenzenlosen, wahnsinnigen Liebe, die mich mit tausend Armen zu dieser Frau hinriß. Du sahst in ihr ja nur eine herzlose Kokette, die für jeden Mann, der sich von ihren Blicken berücken ließ und vor ihrer Schönheit das Knie beugte, dasselbe verheißungsvolle Lächeln, die gleiche Huld übrig hatte. Nun ja, der Schein gab Dir ja Recht. Sie Alle, die ihr tägliches Gefolge bildeten, wurden von ihr mit gleicher Liebenswürdigkeit behandelt, mit denselben Lockspeisen gefüttert: der lüsterne Faun mit dem schwermüthigen Bariton, der naive, semmelblonde Berliner Millionär mit dem Kürbisschädel, der unwiderstehliche Gardeleutnant, dessen aufgezwirbelter Schnurrbart das einzig Bemerkenswerthe an seiner Persönlichkeit war, der unvermeidliche Violinvirtuose, dem zur Berühmtheit nur die Kleinigkeit fehlte, daß sein mittelmäßiges Können mit seiner maßlosen Eitelkeit gleichen Schritt hielt, dann der Dekadent mit dem hohen Stehkragen und seinen Gedichten von rührender Form- und Gedankenlosigkeit und endlich mich — „unter Larven die einzig fühlende Brust". Ein wenig sonderbar war ja die Eskorte ihrer Schönheit und ihre Zusammenstellung verrieth wahrhaftig nicht den besten Geschmack. Allein, mein lieber Heinz, ein Frauenkenner bist Du, dem die Räthsel der Frauenseele niemals eines Lösungsversuches werth erschienen sind, nie gewesen und just die Frau, die mir Alles und Dir nichts war, hast Du vollständig verkannt. Gewiß, der Schein war gegen sie, aber machte diese Sphinx mit dem wunderbaren Goldhaar nur noch räthselhafter.

„Eine Sphinx", höre ich Dich höhnisch lachen, „ja wohl eine Sphinx, die in nichts zerfließt, vor deren Hohlheit man erschrickt, wenn man das Räthsel ihres Wesens gelöst hat."

„Nein, Heinz, Du irrst, Du thust ihr bitter Unrecht, Dein kurzsichtiges Auge reichte nicht in die Tiefen ihrer Seele. Ich wußte, was sie gelitten hat, und wenn sie auch nie darüber gesprochen, was sie von ihrem Manne getrennt hat, ich ahnte es, mir sagte es die stille Wehmuth, die so oft ihr heiteres Lächeln verscheuchte. Und ich war ihr mehr als die Anderen, mich liebte sie, ja sie liebte mich so heiß und innig, wie ich sie liebte und sie würde mir das Geheimniß ihres Herzens, das mir ihre Blicke längst verrathen hatten, eines Tages frei bekannt haben, wenn ich die Geduld gehabt hätte, noch zu warten.

Nun mag sie bereuen, daß sie es nicht über sich gewann, sich für besiegt zu erklären, nun mag sie kommen und an meiner Bahre niedersinken und händeringend um Vergebung flehen. Ihre Thränen werden mir Labsal sein, an ihrem Schmerz will ich mich weiden, ihr Leid soll mein Triumph sein. Ja, Heinz, sie wird kommen, da sie kommen muß!

Doch horch! Ein silberhelles Lachen! War das nicht ihre Stimme, die da kichernd zum Fenster hereindrang? Mit einem Satze war ich, will sagen meine Seele, an der Fensterbrüstung, und was ich von dort gewahrte, war das Grausamste, was mir auf dieser Welt noch begegnen konnte, war eine Enttäuschung so furchtbarer Art, wie ich sie im Leben nie erlitten.

Die Frau, die mich in den Tod getrieben, stand lachend wie der helle Morgen draußen im Hotelgarten dicht vor meinem Fenster und scherzte voll sprudelnden Uebermuthes mit ihren Trabanten.

„Ich bitte Sie, meine Herren," rief sie belustigt aus und warf dabei jedem ihrer Begleiter einen ihrer Flammenblicke zu, „ich bitte Sie, das ist ja die höchste Geschmacklosigkeit, mit vierzig Jahren — und so alt ist doch unser gemeinsamer Freund — spielt man doch keine Werther-Rolle mehr, das ist ja abscheulich sentimental, das ist ridicul, jawohl ridicul!"

Eine namenlose Wuth erfaßte mich, ich stürzte mich auf meinen Leichnam, packte ihn an der Kehle — ja, ja, das sollte meine Rache sein — ich wollte mir den Kopf abdrehen und ihr meinen Schädel vor die Füße werfen.

Da plötzlich ein furchtbarer Schrei. Donner und Doria! Was ging da vor? Das war ja meine eigene Stimme, die diesen gellenden Schreckensruf ausstieß. — Und wie kam denn das? Mit beiden Händen hielt ich krampfhaft meinen Hals umspannt und sah mit einem Male mit klaren Augen in das helle Sonnenlicht, das mein ganzes Gemach erfüllte. Ich schüttelte und rüttelte mich, setzte mich in meinem Bett auf und mußte zu meinem Erstaunen feststellen, daß ich lebte. Vorsichtshalber warf ich noch einen Blick auf den Schreibtisch, aber von der Pistole, die dort hätte liegen sollen, war keine Spur vorhanden. Natürlich, wie wäre sie auch dahin gekommen, ich besaß ja gar keine Schußwaffe.

Also alles nur ein Traum. Ich rieb mir die Augen und athmete erleichtert auf. „Aber zum Kukuk!" redete ich mich selber an und sprang mit gleichen Beinen aus dem Bett heraus, „wie kannst Du, alter Junge, nur so dummes Zeug träumen?" Sollte am Ende die blonde Hexe — Na, war ich denn wirklich schon so weit? Ich lachte, daß die Wände zitterten. Dann nahm ich mich aber doch bei der Nasenspitze und ging mit mir ins Gebet.

Als ich mit meiner Toilette fertig war, den letzten Rest meiner Theeschale geleert und meine Morgenzigarre ausgeraucht hatte, war ich auch mit der Erforschung meines Gewissens zu Ende und das Ergebniß war leider die Feststellung, daß ich alle Ursache hatte, auf mich aufzupassen. Frau Kitty war ein reizendes Geschöpf. Mochte mein alter Freund Heinz ihre Koketterie und ihre Eitelkeit auch unverzeihlich finden, sie war darum doch von bezaubernder Schönheit und ihre blauen Märchenaugen haten mir's angethan. Das stand fest.

Mir wurde bei dieser unheimlichen Entdeckung anz seltsam zu Muthe und nicht in der rosigsten Laune trat ich meinen Morgenspaziergang auf der Strandpromenade an. Als ich in die Nähe des Musikpavillons kam, erblickte ich Frau Kitty mit ihrer Korteg. Ich hatte gute Lust, umzukehren, aber sie hatte mich bereits bemerkt und winkte mir mit ihrem Sonnenschirm. Mich überkam ein eigenartiges Gefühl, als ich ihre Hand ergriff und sie küßte. Sie sah in ihrem weißen Mousselinekleide entzückend aus und ihre Augen leuchteten wie der junge Tag; aber merkwürdig, ihre Flammenblicke, die mich noch gestern bezaubert hatten, schienen über Nacht ihre berückende Wirkung verloren zu haben. Ich mußte fortwährend an meinen Traum denken. Ohne daß ich es wollte, begann ich nun Frau Kitty zu studiren, ihr Wesen zu analysiren, und noch ehe eine Woche verstrichen, war der Zauber, den sie auf mich ausgeübt hatte, in nichts zerronnen. Das Räthsel dieser blonden Sphinx war für mich in dem Augenblicke gelöst, da ich die Erkenntniß gewann, daß die tiefempfindende Seele, die aus den Augen dieser Frau zu mir sprach, nur eine Illusion, nur ein Geschöpf meiner Phantasie war. Mein unglückseliger Idealismus, der diese seelenlose Schönheit so wunderbar beseelte, diese eitle Puppe zu einer träumerischen Madonna umgestaltet hatte, war wieder einmal schiffbrüchig geworden. Aber auch ein Schiffbruch kann zuweilen eine Errettung sein.

Als ich wieder mein Winterquartier bezogen und das schöne Meerweib längst vergessen hatte, erhielt ich die Nachricht, daß Frau Kitty den semmelblonden Berliner Millionär, den Mann mit den Kürbiskopf, mit ihrer Hand „beglückt" habe. Er war der reichste und der naivste ihrer Verehrer. Der Faun mit dem schwermüthigen Bariton und der Gardeleutnant mit dem aufgewirbelten Schnurrbart wurden ihre Hausfreunde.

In meinem Herzen habe ich dem Gott der Träume einen Altar errichtet — „dauernder als Erz".

— Protzig. — „Dieses Feuer, das der eine Diamant in Ihrem Ringe ausstrahlt." — Protz: „Nicht wahr? Und wenn ich würde anlegen alle meine Ringe, dann hetten Se Diamanten-Großfeuer."

— Starker Tabak. — „Sie rauchen wohl furchtbar starken Tobak, Herr Förster?" — „— Na ich sage Ihnen, wenn ich da zehn Rauchringeln blase und meinen Spazierstock wagerecht durchstecke, bleibt er drin hängen."

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der "Associated Press.")

Inland.

Deutsch-kath. Zentralvereine.

Bridgeport, Conn., 9. Sept. Der 46. Jahreskonvent des deutsch-katholischen Zentralvereins ist hier zusammengetreten. Etwa 600 Delegaten aus sämmtlichen Staaten der Union hatten sich eingestellt. Gestern Morgen zelebrirte der Bischof Tierney von Hartford in der St. Augustinen-Kirche ein feierliches Hochamt, an welchem sich die Delegaten betheiligten. Am Nachmittag wurde ein Umzug gehalten, an welchem die verschiedenen katholischen Verbindungen theilnahmen. Der Richter John H. Bight bewillkommnete die Delegaten im Namen des Gouverneurs McLean, der zur Zeit von der Stadt abwesend ist. Der Bürgermeister Stirling begrüßte die Delegaten im Namen der Stadt. Die Erwiderung erfolgte durch den Bischof Tierney. Die Sitzungen dauern fünf Tage.

Armours Bruder gestorben.

Saratoga, 9. Sept. Hier ist der Millionär Herman Ossian Armour, ein Bruder des verstorbenen Philip D. Armour, plötzlich einem Herzleiden erlegen. Er war gerade von einer Ausfahrt zurückgekehrt und saß auf der Veranda seines Hauses, als ihn der Schlag rührte. Der Verstorbene begann seine geschäftliche Laufbahn als Getreidehändler in Milwaukee, siedelte im Jahre 1862 nach Chicago über und assoziirte sich hier mit seinem jüngeren Bruder Joseph. Später gründete H. O. Armour in New York die Pökelfirma Armour, Plankinton & Co., die seither Weltruf erlangt hat.

Ordnet Bußgebete an.

Minneapolis, 9. Sept. Erzbischof Ireland hat den Priestern seiner Diözese ein Rundschreiben zugehen lassen, in welchem er in pathetischer Weise das an dem Präsidenten McKinley verübte Attentat bespricht und die Geistlichen ersucht, in ihren Kirchen den Namen des Allerhöchsten anzurufen, daß er das Leben des schwerbetroffenen Landesoberhauptes erhalten möge. Der Prälat ordnete an, daß in jeder Kirche seines Sprengels spezielle Bußgebete verrichtet würden und die Wiederherstellung des Präsidenten zum Gegenstande ernstlicher Fürbitte gemacht werde.

Ungeistliche Worte.

New York, 9. Sept. In der Predigt, welche Dr. De Witt Talmadge von Washington gestern in Ocean Grove, N. J., hielt, sagte er wörtlich: „Ich wünschte, die Polizisten, welche dem verruchten Attentäter in Buffalo die Mordwaffe entrissen, hätten dem Mordbuben mit dem Kolben seines eigenen Revolvers auf der Stelle den Schädel eingeschlagen." Die höchst fashionable Gemeinde, welche sich zu dem Gottesdienst eingefunden hatte, klatschte dem Geistlichen begeistert Beifall.

Ausland.

Dr. Miquel todt.

Frankfurt, a. M., 9. Sept. Dr. Johannes von Miquel, der frühere preußische Finanzminister, wurde gestern todt im Bette aufgefunden. Ein Herzschlag hatte dem Leben des schon seit geraumer Zeit an einem Herzübel leidenden Mannes ein jähes Ziel gesetzt. Dr. Miquel machte am Samstag noch einen Spaziergang, brachte den Abend mit Lesen zu und begab sich erst nach Mitternacht zur Ruhe. Des anderen Morgens, als man vergeblich auf sein Aufstehen wartete, wollte seine Tochter sich nach ihm erkundigen und fand ihn todt im Bett. Ein schnell herbeigerufener Arzt konnte nur noch seinen Tod feststellen.

Der Verstorbene wurde am 21. Februar 1828 zu Neuenhaus in Hannover geboren. Er studirte vom Jahre 1846 bis 1850 in Heidelberg und Göttingen die Rechte, ließ sich dann als Anwalt in Göttingen nieder und gelangte, sowohl durch seine gerichtliche, wie seine politische Thätigkeit zu bedeutendem Ruf. Er war Mitglied des Nationalvereins, zu dessen leitendem Ausschuß er gehörte, und später (1864) Mitbegründer des deutschen Abgeordnetenhauses. 1846 wurde er in die hannoversche Zweite Kammer, 1865 von der Stadt Osnabrück zum Bürgermeister gewählt. Dieses Amt vertauschte er 1870 mit dem eines Direktors der Diskonto-Gesellschaft in Berlin, welche Stellung er bis 1873 bekleidete, worauf er bis 1876 Vorsitzender des Verwaltungsrathes war. Im Herbst 1876 kehrte er auf den Oberbürgermeisterposten von Osnabrück zurück, nahm aber 1880 die auf ihn gefallene Wahl zum Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. an. Nach der Einverleibung Hannovers in Preußen war Miquel auch von Osnabrück in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt worden, dem er unterbrochen bis zu seinem 1882 auf Präsentation der Stadt Frankfurt erfolgten Eintritte in's Herrenhaus angehörte. Dem Norddeutschen und dem Deutschen Reichstage gehörte Miquel von 1867 bis 1877 an, zuerst für Osnabrück, dann für Waldeck. Als eines der hervorragendsten Mitglieder der national-liberalen Partei erwarb er sich namentlich als Mitglied der zur Berathung der Reichs-Justizgesetze bestellten Kommission große Verdienste. In seinem Frankfurter Oberbürgermeisteramt bewährte sich Miquel als Verwaltungsbeamter so gut, daß seine Verdienste sogar von den politischen Gegnern anerkannt wurden. Ein Reichstags-Mandat nahm Miquel, der 1884 auch in den preußischen Staatsrath berufen worden war, erst 1887, als mit der Bildung des Kartells ihm auf's Neue die Bedingung für eine ausgleichende Wirksamkeit gegeben schien, wieder an, und trat mit dem gleichfalls zurückgekehrten Bennigsen abermals an die Spitze der national-liberalen Partei. Am 24. Juni 1890 wurde Miquel von Kaiser Wilhelm II. zum preußischen Finanzminister berufen. Es gelang ihm in der Session 1890—91, ein Einkommersteuer- und ein Gewerbesteuer-Gesetz mit den gesetzgebenden Faktoren zu vereinbaren, dann 1892—93 als Ergänzung eine Vermögenssteuer durchzusetzen und schließlich auch im Zusammenhang damit die Gemeindebesteuerung durch ein Kommunal-Abgaben-Gesetz zu ordnen. Dann wandte er sich der Frage der Deckung der durch Vermehrung des Heeres (Oktober 1893) entstandenen Ausgaben und der Reform der Reichsfinanzen zu. Sein Reformplan fand zwar die Billigung der deutschen Finanzminister auf der Konferenz in Frankfurt a. M., erfreute sich aber im Reichstage 1893/94 keiner günstigen Aufnahme, ebenso wenig wie die vorgeschlagenen Steuern. Vor einigen Monaten resignirte Miquel, nachdem ihm dies von oben herab nahe gelegt worden war, und ein neues preußisches Kabinet wurde gebildet.

Bezeigen ihre Theilnahme.

Paris, 9. Sept. Während des ganzen gestrigen Tages strömten Diplomaten, hervorragende Politiker und andere bekannte Persönlichkeiten in die hiesige amerikanische Gesandtschaft, um ihre Namen in die aufliegende Liste einzutragen und auf diese Weise ihre Theilnahme für den Präsidenten der Ver. Staaten zu bezeigen. Senator Lodge, ein intimer Freund von Präsident McKinley, blieb den ganzen Tag über in seinem Hotel, von wo aus er in ununterbrochener telegraphischer Verbindung mit einem Kabinetsmitglied blieb, das am Krankenlager des Präsidenten weilt. Die günstigen Nachrichten über das Befinden des Präsidenten haben in der hiesigen amerikanischen Kolonie ein Gefühl großer Erleichterung hervorgerufen.

Fürchten ein Attentat.

Paris, 9. Sept. Die französischen Behörden fürchten, daß ein anarchistisches Attentat auf den Zaren gemacht werden möge, während er auf französischem Boden weilt. Die politische Polizei entwickelt zur Zeit in ganz Frankreich eine fieberhafte Thätigkeit, und alle Personen, die nur im Verdacht stehen, anarchistischen Ansichten zu huldigen, werden auf das Schärfste überwacht, während Massenverhaftungen bekannter Anarchisten angeordnet worden sind. Wie verlautet, hat der Zar angeordnet, daß sein Reiseprogramm keinerlei Aenderung erfahren soll, da er nicht den Schein erwecken will, als fürchte er sich vor einem Attentat.

Telegraphische Notizen.

Inland.

— Auf spezielles Ersuchen von General McArthur wird der festliche Empfang, welchen die Stadt Milwaukee ihm zugedacht hatte, unterbleiben.

— Der Radfahrer John Nelson von Chicago, der bei einer Wettfahrt im Madison Square Garden in New York so schwer verletzt wurde, daß ihm ein Bein abgenommen werden mußte, ist gestorben. Er war erst 21 Jahre alt.

— Gerüchtweise verlautet, daß das auf Antrag von Admiral Schley eingesetzte Ehrengericht des Attentats auf den Präsidenten wegen vorläufig seine Sitzungen nicht beginnen wird, es sei denn, der Präsident erhole sich zusehends.

— In der Nähe von Trenton lief der Dampfer „Twilight", der Fahrten zwischen Trenton und Philadelphia macht, im Delaware-Fluß auf ein Riff auf und sank. Die 300 Passagiere, die sich an Bord befanden, wurden sämmtlich gerettet.

— In Fairmont, Neb., wurde ein gewisser D. H. Goffer, der öffentlich erklärt hatte, er freue sich ob des Attentates auf den Präsidenten, von einer Anzahl junger Leute nach einem Teich geschleppt und mehrmals untergetaucht. Dann setzte man ihn auf eine Stange, auf der er eine halbe Stunde lang spazieren reiten mußte.

— In seiner zwei Meilen von Maysville, Ky., gelegenen Wohnung wurde Darius Moran von Heck Newman erschossen. Newman behauptet, Moran habe ihm wiederholt mit dem Tode bedroht. Moran wurde verhaftet und im Gefängniß eingeliefert. Er ist schon oft mit den Gesetzen in Konflikt gerathen.

— In Elgin, Ill., hat L. Kovach seine Frau erschossen und mit derselben Waffe hierauf seinem eigenen Leben ein Ziel gesetzt. Man glaubt, daß Kovach aus Kummer über schwere Geldverluste den Verstand verlor und die grausige That in einem Anfall von Irrsinn beging. Vor zehn Jahren war Kovach noch ein reicher Bauunternehmer in Budapest, er verlor aber sein ganzes Vermögen und kam nach Amerika. In den letzten Jahren war er fast stets krank und unfähig zu arbeiten.

Ausland.

— Die Wiener Schlächter-Innung nahm einen Beschluß an, welcher fordert, daß der Höchstzoll auf amerikanisches Schmalz, Speck und Würste gelegt werde.

— Alderman Milton Foreman von Chicago, der sich zur Zeit auf einer Europareise befindet, ist von einem Abstecher nach dem Festlande nunmehr wieder nach London zurückgekehrt und wird demnächst die Heimreise antreten.

— Kaiser Wilhelm, die Kaiserin und der Kronprinz wohnten gestern in Berlin anläßlich der 200jährigen Gedächtnißfeier der Gründung des Königreichs Preußen einem in der Schloßkapelle veranstalteten Festgottesdienste bei.

— Dr. A. Restrepo, der Agent der Kolombischen Rebellen in den Ver. Staaten, behauptet, daß nicht die venezuelische Flotte Rio Hacha bombardirt habe, sondern die Flotte der Insurgenten.

— Präsident Krueger hat eingesehen, daß eine Zusammenkunft mit dem Zaren in Frankreich unthunlich ist. Dr. Leyds stellt in Abrede, Delcassé besucht zu haben. Er sagt, daß sich Präsident Krueger der besten Gesundheit erfreut und seine Zuversicht in den endlichen Sieg der Boeren unerschüttert ist.

— George Hueßmann, ein berittener Polizist in städtischen Diensten, wird sich vor der Cincinnatier Zivildienstbehörde zu verantworten haben, weil er öffentlich seine Befriedigung über das an Präsident McKinley verübte Attentat aussprach. Polizeichef Deitsch ließ ihm vor versammelter Mannschaft den Amtsstern abreißen.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Statendam von Rotterdam, Astoria von Glasgow, Marquette von London, Sicilia von Neapel.

Abgegangen.

Queenstown: Lucania von Liverpool nach New York.

Lokalbericht.

Vom Tode abgerufen.

Aus einem arbeitsamen Leben schied heute, zu früher Morgenstunde, George E. Wright, nachdem er bereits während der letzten vier Wochen in seiner Wohnung, Nr. 455 42. Straße, zwischen Tod und Leben ringend, danieder gelegen hatte. Der ehemalige Zeitungsberichterstatter, welcher als solcher hier in den Jahren 1871 bis 1878 thätig war, hat sich als Gründer der Chicagoer Aktien-Börse einen unvergänglichen Namen gemacht. Seiner unermüdlichen Thätigkeit und seiner persönlichen Agitation gelang es, das Interesse der hiesigen Bankiers auf das neue Unternehmen zu lenken und demselben die Unterstützung der Chicagoer Finanzleute zu sichern. Im Jahre 1879 wurde er Sekretär der neugegründeten „Stock Exchange", in welcher Stellung er lange Jahre hindurch verblieb. Zeit seines Lebens war er auch mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Er war einer der Gründer der Chicagoer Theosophischen Gesellschaft, der er wiederholt auch als Präsident vorstand, und die ihm mehrere wissenschaftliche Werke, darunter sein erst im Jahre 1897 veröffentlichtes Buch „On the Outer Rim", zu verdanken hat. Auch der „Chicago Athletic Association" und der „Society of the Descendants of Mayflower" gehörte er als Mitglied an. Aus den persönlichen Erfahrungen, die er 1876 als Weltausstellungs-Korrespondent in Philadelphia, und im darauffolgenden Jahre als Kriegsberichterstatter während des russisch-türkischen Krieges gemacht hatte, wußte er höchst anziehend und interessant zu plaudern. In Perrysville, Ohio, am 13. April 1851 geboren, hatte er in Rockford, Ill., und später auf den Universitäten Beloit und Cornell eine gediegene Erziehung genossen, als er im Jahre 1869 in Kilbourn City, Wis., den Beruf des Zeitungsberichterstatters ergriff, der ihn 1871 nach Chicago führte, wo er bei der damals florirenden „Times" angestellt wurde. Von 1876—1879 war er in hervorragender Stellung für die „Tribune" thätig. Im Jahre 1879 verheirathete er sich hier mit Jenny May Peckham, einer Tochter des alten Chicagoer Bürgers Robert W. Peckham. Dem Ehepaar blieb das Glück versagt, Kinder erziehen zu können. Wright fand seine größte Befriedigung in wissenschaftlichen Studien. Noch vor zwei Jahren nahm er das Studium der türkischen Sprache wieder auf, die er bereits im Jahre 1877, als er in der Türkei als Kriegsberichterstatter weilte, wenigstens so weit erlernt hatte, daß er in derselben sich einigermaßen verständlich machen konnte.

An die Grand Jury verwiesen.

Das Verhör von Dr. Jacob H. Smyser, dem ehemaligen Sekretär der zahnärztlichen Staatsbehörde, endete heute vor Richter Kavanagh mit der Ueberweisung des Angeklagten an die Großgeschworenen. Die Anklage lautete bekanntlich auf Fälschung zahnärztlicher Zertifikate und Entgegennahme einer Bestechung, doch wurde nur die erstere Anklage aufrecht erhalten. Als der Richter die Entscheidung abgab, benutzte er die Gelegenheit, um den Zeugen Cornelius Igney, der seinen eigenen Aussagen zufolge mittels Bestechung sein Diplom als Zahnarzt erhielt, als einen unwissenden und unehrenhaften Mann, ohne Grundsätze, zu bezeichnen. Dr. Smyser befindet sich gegen Bürgschaft auf freiem Fuße.

* Der junge Kongreß-Abgeordnete John J. Feely hat die Leitung des Kampfes übernommen, welchen die „Tilden Democracy" begonnen hat, um Robert E. Burke aus seiner jetzigen Machtstellung innerhalb der Partei-Organisation zu verdrängen.

Der Anarchistenschrecken.

Das Buffaloer Attentat von zahlreichen Kanzeln herab besprochen.

Isaak und Genossen noch in Haft.

Die Polizei fahndet auf Emma Goldmann.

Wie wohl überall im Lande, so ist auch in Chicago gestern in fast allen Kirchen für die Genesung des Präsidenten McKinley gebetet worden. Die meisten Geistlichen haben auch in ihren Predigten auf das Attentat Bezug genommen, und Präsident McKinley wurde vielfach von ihnen gefeiert als der größte und edelste Mann seiner Zeit.

Pfarrer P. S. Henson, von der Ersten Baptisten-Gemeinde, sagte in seiner Predigt unter Anderem Folgendes: „Vor Kurzem erst stand ich inmitten der Schönheit, welche die in Buffalo errichtete Weiße Stadt dem entzückten Auge des Beschauers darbietet. Rings um mich herum sah ich herrliche Bauten, angefüllt mit den Erzeugnissen unserer vorgeschrittenen christlichen Zivilisation. Der großartige Ausblick paßte so recht in das Eröffnungsjahr eines neuen, glorreichen Jahrhunderts.

„Vor zwei Tagen hat es am selben Platz eine andere Ausstellung gegeben — eine schreckensvolle. Eine Ausstellung der abscheulichen Verkommenheit des Menschen, der entsetzlichen Bosheit eines höllischen Scheusals. Und doch war diese Ausstellung zum Theil nur eine Wirkung der anderen. In demselben Maße wie die Zivilisation, macht auch der Hang zum Verbrechen Fortschritte. Derselbe Obstgarten, in welchem herrliche Früchte zur Reife gelangen, voller Süße und Saft, zieht auch giftgeschwollene Schlangen an. Die Giftfänge einer solchen Schlange waren es, die sich in die Brust eines der edelsten Christen geschlagen haben, der je gelebt. Der Biß der Viper hat den Präsidenten der großen Republik gefällt.

„Wie lange, o Herr, wie lange soll Dein Volk noch dulden, daß man Meuchelmördern ungezügelten Spielraum läßt? Wie lange noch wird das Volk gestatten, daß auf der Rednertribüne und in der Presse der Hochverrath gepredigt wird? Wie lange noch will man es zugeben, daß Emma Goldmann und Ihresgleichen arme Schächer bethören und sie zu schändlichen Verbrechen aufstacheln?

„Wie ein das mitternächtige Dunkel durchzuckender rother Strahl, so wirkt das fürchterliche Bild, das sich uns darbietet. Meuchelmörder, nach dem Blute ihrer Nächsten dürstend. Vipern, sich wälzend in dem schleimigen Schlamme ihrer eitrigen Lehren. Durch die Gesetze und die Verfassung vorläufig noch geschützt, schicken sie sich an, zu beißen und ihr Gift auszuspritzen.

„Indem ein Anarchist auf den Präsidenten McKinley schoß, hatte er nicht den Mann als Ziel im Auge, sondern die große amerikanische Republik. Wie lange noch will das Volk dieser Republik solchen Leuten es gestatten, in seinen Städten zu leben? Ist es nicht an der Zeit, einige Gesetze zu ändern und drastische Maßregeln zur Unterdrückung des Anarchismus zu treffen? Keine Maßregel kann für diesen Zweck energisch genug sein. Schändliche Feiglinge, wie die Männer und Weiber, welche den Czolgocz zu seiner That gedrängt haben, sollten verjagt werden von diesem Kontinent. Hetzt sie wie Hunde; treibt sie zu Hauf! Pfercht sie zusammen und verschifft sie nach der Teufelsinsel; dort mögen sie, wenn sie Blut haben müssen, sich gegenseitig zerfleischen.

„Und der Mann selber! Einer der edelsten Christen, welche die Welt je gesehen. Sein Name wird fortleben in den Annalen der Geschichte. Die Mitglieder seiner eigenen und der gegnerischen Parteien zollen seiner Redlichkeit gleichmäßig Tribut. Er wurde vom Volke geliebt und bewundert. Seine Gefaßtheit, sein muthvolles und großherziges Benehmen nachdem er verwundet worden, haben ihn dem Herzen des ganzen Volkes theuer gemacht.

„Mag Gott uns vergeben, daß wir seine Meuchelmörder in unserer Mitte geduldet. Lehre uns, nach Gebühr mit ihnen zu rechten. Sie befinden sich in unserer Stadt. Sie müssen bestraft werden. Laßt uns Gesetze machen, welche den Fall decken.

„Es gibt Leute, die erklären, daß sie weder an die Hölle glauben noch an den Teufel. Aber ob wir an einen persönlichen Teufel glauben oder nicht, wir wissen jetzt, daß Fleisch gewordene Dämonen auf Erden wandeln, die hinuntergetrieben werden sollten in die Hölle."

In der Methodistenkirche am Wicker Park nannte Pfarrer Leach den verwundeten Präsidenten McKinley „christusgleich." — Pfarrer R. Keane Ryan von der Presbyter-Gemeinde am Garfield Boulevard, der noch erst vor acht Tagen so arg auf die bösen Reichen gescholten und den gewaltsamen Umsturz bestehender Einrichtungen gepredigt hatte, erging sich jetzt in ebenso überschwänglicher Weise nach der entgegengesetzten Richtung. — Pfarrer J. Clayton Yonker in der Methodistenkirche von Euclid Ave. in Oak Park befürwortete die Passirung eines Gesetzes, das Strafe auf „Majestäts-Beleidigung" setzt; er will es verboten wissen, daß der Präsident und andere Würdenträger des Volkes in Schrift, Bild oder Wort dem Spott und der Verachtung der Menge preisgegeben werden. Diese Gepflogenheit eines Theiles der politischen Presse hält der Geistliche für in erster Linie mit verantwortlich für Thaten wie die des Czolgocz.

Beileidsbeschlüsse und zornige Entrüstungs-Erklärungen wegen des Attentats sind auch gestern wieder von vielen Vereinen gefaßt worden; besonders haben in solcher Weise zahlreiche Vereine von polnischen Kirchenmitgliedern zu der That ihres Stammesgenossen Czolgocz Stellung genommen.

* * *

Abraham Isaak und Genossen, die als der Mitschuld an dem Attentat auf den Präsidenten verdächtig, in Haft genommen worden sind, werden noch gefangen gehalten. Auf Ersuchen einiger Freunde von ihnen stattete gestern Frl. Jane Addams den Arrestanten einen Besuch im Polizeigefängniß ab. Abraham Isaak hat derselben erklärt, daß er keines Anwaltes zu bedürfen glaube, da die Untersuchung über allen Zweifel hinaus ergeben werde, daß er und seine Freunde in keiner Weise mit Czolgocz im Einverständniß gewesen sind. Auch Mayor Harrison ist der Ansicht, daß ein solches Einverständniß nicht bestanden hat. Er wird von vielen Seiten aufgefordert, ohne Rücksicht auf die einschlägigen Bestimmungen zum Schutze der Rede- und der Preßfreiheit, sowie des Versammlungsrechtes, gegen alle Elemente vorzugehen, welche sich mit sozialrevolutionärer Propaganda abgeben, erklärt aber, daß er dazu nicht die Hand bieten wolle, sondern nur in Fällen einschreiten werde, wo eine wirklich erfolgte Gesetzesübertretung ihm das Recht dazu gebe. Isaak und Genossen wurden heute, unter der Anklage der Verschwörung, im Polizeigericht an der Harrison Straße dem Kadi Prindiville vorgeführt, der die Verhandlung bis zum 19. September verschob. Die Freilassung der neun verhafteten Männer gegen Bürgschafts-Stellung wurde auf Antrag des Klageanwaltes vom Polizeirichter für unter den obwaltenden Umständen unzulässig erklärt. Die drei gefangenen Frauen: Mary Isaak und deren gleichnamige Tochter, sowie die Schneiderin Julia Mechlanik, können ihre Freiheit wieder erlangen, falls sie im Stande sein sollten, je $3000 Bürgschaft aufzutreiben.

Als Vertheidiger hat sich den Angeklagten der Advokat Leopold Saltiel zur Verfügung gestellt. Derselbe hatte zu der Verschiebung des Verhörs seine Einwilligung gegeben. Als dann die Angeklagten gegen die Verschleppung protestirten und sofortige Prozessirung verlangten, wollte der Vertheidiger einen dementsprechenden Antrag stellen, wurde aber vom Richter bedeutet, daß es zu spät dazu sei, weil der Aufschub bereits gewährt wurde.

Der Polizei-Hilfsanwalt Owens, welcher mit der Vertretung der Anklage betraut worden ist, erklärt geheimnißvoll, daß die Polizei gegen einige von den Angeklagten schwer wiegendes Beweismaterial schon jetzt in Händen habe und anderem auf der Spur sei. Es werde Ueberraschungen geben, meint er, wenn es am 19. September zu dem Vorverhör komme.

Die Angeklagten Isaac, Havel und Travaglio beschwerten sich heute beim Chef der Geheimpolizei, daß sie im Gefängniß von verschiedenen Detektives mit gemeinen Schmähungen überhäuft und auch mit thätlicher Mißhandlung bedroht worden seien. Es wurde ihnen versprochen, daß Solches nicht wieder vorkommen solle.

Außer Herrn Saltiel haben auch die Advokaten Charles T. Brown und Raymond Robbins den Gefangenen ihre Dienste zur Verfügung gestellt. Die drei Herren bekunden die Absicht, im Interesse ihrer Klienten ein Habeas Corpus-Verfahren anzustrengen. Sie sagen, Polizeirichter Prindiville überschreite seine Befugnisse, indem er sich weigere, die männlichen Angeklagten gegen Bürgschaft frei zu geben.

Polizeichef Bull aus Buffalo berichtet übrigens, daß Czolgosz über seine Beziehungen zu Abraham Isaac ganz andere Angaben mache, als was dieser über den Punkt zu erzählen für gut befinde. Isaac hat erklärt, Czolgosz sei ihm gegen Mitte Juli nach flüchtiger Bekanntschaft wieder völlig aus den Augen gekommen. Czolgosz soll angegeben haben, daß er noch am 17. Aug., und zwar in Gesellschaft der Goldmann, in Isaacs Wohnung gewesen sei.

* * *

Die Polizei sucht nach Emma Goldmann, welche angeblich von Czolgocz selber als seine Lehrerin und Anstifterin bezeichnet worden ist. Daß diese vielgenannte blutdürstige Dame sich zur Zeit nicht in Chicago aufhält, glaubt man bestimmt zu wissen. Sie soll zuletzt in St. Louis gewesen sein und dort noch vorgestern vom Postamt Briefe abgeholt haben, die für sie eingetroffen waren. Die Bekannten der Frau versichern, daß es dieser nicht einfallen würde, sich behördlichen Nachstellungen durch ein Versteckspiel zu entziehen, sondern daß sie es eher als eine Vergünstigung betrachten würde, mit in einen Attentats-Prozeß verwickelt zu werden.

* * *

Die „Cook County Democracy" hat gestern beschlossen, Abstand zu nehmen von ihrer Absicht, zur Feier des Chicago-Tages der Pan-Amerikanischen Ausstellung nach Buffalo zu ziehen. Der Verein erklärt, daß es nicht angebracht sein würde, den Ort zu verherrlichen, welcher durch Czolgocz' Schreckensthat entweiht worden. Statt des Ausfluges nach Buffalo wird die Democracy einen solchen nach Louisville machen.

Blutiger Sonntag.

Zwei Personen die Opfer des todtbringenden Revolvers.

James F. Harty scheinbar ohne Ursache, William B. Craig aus einer geringfügigen Ursache erschossen.

Im County-Hospital starb heute früh James F. Harty, Bruder von Michael Harty, dem Präsidenten der „Harty Brothers and Harty Sash, Door and Blind Co.", an den Folgen einer Schußwunde, welche er gestern Morgen um 3 Uhr aus bis jetzt nicht aufgeklärten Ursachen erhalten hatte. Harty befand sich mit seinen Freunden Frank Stich, No. 390 W. 23. Straße, Leo Putnam und Albert Putnam, No. 1126 Millard Ave., zur erwähnten Zeit an der Ecke der Turner und Ogden Avenue und wartete auf einen Straßenbahnwagen. Plötzlich trat ein Mann, der vorher auf der entgegengesetzten Seite der Straße gestanden hatte, näher heran, schoß, ohne ein Wort zu sagen, dem Harty eine Kugel in den Leib und lief dann eiligst davon. Der Verwundete stürzte zu Boden, und als seine Begleiter den Mordbuben verfolgen wollten, trieb derselbe sie mit der Drohung zurück, daß er sie tödten würde.

Die beiden Brüder Putnam wollen den Ex-Konstabler Martin J. Howe als den Schießbold erkannt haben und die Polizei sucht nach ihm. Harty war 32 Jahre alt und wohnte im Hause No. 800 Sawyer Ave.

* * *

Ein Expreß-Fuhrmann und ein Bote, beide in den Diensten einer hiesigen Zeitung stehend, geriethen gestern, während sie auf dem Wagen saßen, mit einander in Streit, in dessen Verlauf Joseph Greenberg, der Expreß-Fuhrmann, von seinem Revolver Gebrauch machte und William B. Craig, den Boten, niederschoß. Sie fuhren gestern Morgen um 4 Uhr mit Zeitungen nach dem Northwestern-Bahnhof, und der Wortwechsel entstand dadurch, daß Greenberg von Craig aufgefordert wurde, schneller zu fahren. Greenberg weigerte sich, und als Craig ihm mehrere Schläge versetzte, zog er seinen Revolver und feuerte, aber die Kugel ging fehl. Craig sah, daß sein Leben in Gefahr schwebe, sprang vom Wagen herab und versuchte sich durch schnelle Flucht zu retten. Greenberg sprang ebenfalls ab und sobald er festen Fuß gefaßt hatte, feuerte er abermals und diesmal war die Wirkung eine tödtliche. Die Kugel drang Craig in die linke Seite und blieb in der Nähe des Herzens stecken.

Mit einem Schrei sank der Getroffene zu Boden und starb, ehe ihm ärztliche Hilfe gebracht werden konnte. Greenberg wurde von einem in der Nähe befindlichen Polizisten in Haft genommen und nach der Ost Chicago Avenue-Revierwache gebracht, wo er angab, daß Craig ihn geschlagen, und daß er in Selbstvertheidigung gehandelt habe.

Craig war 35 Jahre alt und wohnte in dem Hause No. 2706 Superior Str. Greenberg ist ein junger Mann von 22 Jahren, dessen Wohnung sich im Hause No. 283 Centre Ave. befindet.

Geheimnißvoller Todesfall.

John McMahon, von Nr. 456 Center Avenue, starb gestern Nachmittag im County-Hospital an einer tiefen, drei Zoll langen Schädelwunde, die er auf bisher noch nicht ermittelte Weise am Samstag Abend in einer Gasse hinter dem Gebäude Nr. 509 12. Str. erlitten hatte. Dort war er bewußtlos aufgefunden und alsdann nach dem County-Hospital geschafft worden. Nachdem McMahon das Bewußtsein wiedererlangt hatte, weigerte er sich beharrlich, Angaben über die Vorgänge zu machen, die zu seiner Verletzung geführt hatten. Er forderte hingegen, daß sein Bruder, der Leihstallbesitzer McMahon, von 14. Str. und Center Avenue, zu ihm gerufen werde. Als dieser eintraf, war der Verwundete wieder in den durch stark auftretendes Wundfieber bedingten Zustand der geistigen Unzurechnungsfähigkeit zurückgefallen. Er beantwortete keine einzige der an ihn gerichteten Fragen. Gestern Nachmittag, um 2 Uhr, sank er plötzlich aus dem Lehnstuhle, in welchen man ihn aufrecht sitzend gebettet hatte, vornüber und war wenige Sekunden darauf eine Leiche. Der Coroner wird zu ermitteln versuchen, ob der Tod des Mannes durch die Schädelwunde herbeigeführt wurde oder infolge von Herz- und Gehirnschlag eintrat. Die Polizei der Maxwell Str. Station gibt sich große Mühe, das Geheimniß aufzuklären, in welches die Vorgänge gehüllt sind, die zur tödtlichen Verwundung McMahons in jener Gasse geführt haben.

Kurz und Neu.

* Einbrecher haben sich während der letzten Nacht Zugang zur Wirthschaft von L. Horbby, an 92. Str. und Ontario Ave., erzwungen und außer Zigarren und gefüllten Wein- und Likör-Flaschen in beträchtlicher Quantität $10 in baarem Gelde erbeutet. Von den Verübern dieses Einbruchs fehlt jede Spur.

Abgeschlagener Raubanfall.

Ein Angestellter der Chicago General Railway Co. schlägt sechs Banditen in die Flucht.

Mit dem Revolver in der Hand vertheidigte William Brown, welcher zur Nachtzeit in der Office der Chicago General Railway Co. von den Kondukteuren die Gelder in Empfang nimmt und zu gleicher Zeit die Stelle eines Wächters versieht, heute Morgen das Eigenthum seiner Arbeitgeber und trieb sechs Kerle in die Flucht, nachdem dieselben die zur Office führende Thür gesprengt hatten und über die Trümmer hinweg auf ihn eingedrungen waren. Die Einbrecher hatten es auf den Sicherheitsschrank abgesehen, welcher zur Zeit $450 enthielt.

Die Office befindet sich in einem Backsteinhause an der Ecke von Kedzie Ave. und 31. Str. Es war um 3 Uhr heute Morgen, als durch ein Geräusch an der vorderen Thür Browns Aufmerksamkeit erregt wurde. Er sah aus dem Fenster und bemerkte auf dem Seitenwege mehrere Männer, deren Gesichter er wegen der herrschenden Dunkelheit nicht unterscheiden konnte. Er näherte sich der Thür und rief:

„Was wünschen Sie?"

„Wir sind Drahtspanner, und Sie müssen uns sofort einlassen", war die Antwort.

„Um diese Zeit werde ich unter keinen Umständen die Thür öffnen", sagte Brown.

„Aber wir sind beauftragt, sofort Reparaturen vorzunehmen".

„Einerlei, die Thür wird nicht geöffnet."

„Dann werden wir Gewalt brauchen."

„Sehr wohl, ich bin darauf vorbereitet."

„Wir werden das Gebäude in die Luft sprengen."

„Ihr könnt mich nicht in's Bockshorn jagen. Sobald Ihr die Thür öffnet, werde ich Euch mit blauen Bohnen begrüßen."

Nach diesem Wortwechsel konnte Brown zwar unterscheiden, daß die Männer sich hin- und herbewegten, aber nichts Deutliches sehen. Plötzlich erfolgte ein Krach, das ganze Gebäude erzitterte, die Thür ging in Trümmer, Backsteine und Kalkstücke flogen durch die Luft und Brown wurde wurde von umherfliegenden Holzsplittern an der Brust verwundet und zu Boden geworfen. Er sprang indeß schnell wieder auf, hielt den eindringenden Banditen den schußbereiten Revolver entgegen und rief: „Zurück oder ich schieße den ersten Mann nieder, der noch einen weiteren Schritt thut!"

Diese Drohung außer Acht lassend, drangen die Räuber weiter vor, und Brown feuerte zwei Schüsse ab. Die drei vordersten Eindringlinge ergriffen die Flucht und eilten auf die Straße. Nachdem Einer von der Bande auf Brown gefeuert und der Letztere abermals zwei Schüsse abgegeben hatte, ergriff die ganze Gesellschaft das Hasenpanier und stürmte, von Brown verfolgt, in voller Flucht die Kedzie Avenue entlang. Brown gab noch mehrere Schüsse ab, doch glaubt er nicht, daß er Jemanden getroffen hat.

Inzwischen war die Polizei an Ort und Stelle erschienen und hatte festgestellt, daß die Einbrecher wahrscheinlich Dynamit benutzten. Brown, der außer an der Brust auch Verletzungen an den Beinen von herumfliegenden Trümmerstücken erlitten hatte, wurde der Pflege eines Arztes übergeben. Die Polizei bemüht sich jetzt, die Thäter dingfest zu machen, hat aber nur geringe Hoffnung, weil es ihr an einer Beschreibung derselben fehlt.

Gute Nachrichten.

Die Herren Templeton und Brundage, welche als Mitglieder der zuständigen Kommission den Staat Illinois auf der Pan-Amerikanischen Ausstellung in Buffalo zu vertreten haben, sind von der Ausstellungs-Behörde verständigt worden, daß der Zustand des Präsidenten McKinley nicht mehr zu ernsten Befürchtungen Grund gebe. Sie fahren deshalb mit den Vorbereitungen fort, die sie für den Illinoiser Tag der Ausstellung (16. September) in Angriff genommen haben und hoffen für den besagten Tag auf zahlreichen Besuch der Ausstellung sowohl aus Chicago als auch aus allen übrigen Theilen des Staates.

* Dominick Sampowski, Nr. 188 W. Polk Straße, und Joseph Andriever, ein Nachbar von ihm, geriethen gestern Nachmittag miteinander in Streit, und Sampowski mußte bald darauf nach dem County-Hospital befördert werden. Er hatte über dem linken Auge und unter dem rechten Ohr Messerschnitte erhalten.

* William Parry, ein Buchhalter der Aktienmakler Wasmansdorff & Co. an der La Salle Straße, hat vorgestern auf dem Wege von dem Geschäftslokale der Firma nach dem Banklokale der Northern Trust Co. an La Salle und Adams Straße fünfzig Aktien-Zertifikate der Union Traction Co. verloren, vor deren Ankauf nun gewarnt wird. Die Zertifikate sind von der Serie A, Nr. 1712, und ausgestellt zu Gunsten von W. S. Dunham.

* Richter Quinn verurtheilte heute Joseph Pini zu $10 Geldstrafe, weil er gestern zwei Sperlinge geschossen und getödtet hatte. Der Jagdwart Ratto erwischte den Sperlingsschützen dabei, wie er aus seiner Vogelflinte zum dritten Male auf eine Anzahl Spatzen einen Schuß abfeuerte, und er verhaftete den Schießlustigen. Einem alten und noch nicht wieder aufgehobenen Gesetz gemäß gehören die Sperlinge in den Jagddistrikten Hyde Park, Woodlawn und Kensington zu den Schutzvögeln, deren Erlegung mit $5 pro Exemplar gestraft werden muß. In einigen Staaten des Landes sind auf die gewaltsame Verminderung der Spatzen Prämien ausgesetzt.

Abendpost.

Erscheint täglich, ausgenommen Sonntags.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY

„Abendpost"-Gebäude . . . . 203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon: Main 1498 und 1497.

Preis jeder Nummer, frei in's Haus geliefert 1 Cent
Preis der Sonntagpost . . . . 2 Cents
Jährlich, im Voraus bezahlt, in den Ver. Staaten, portofrei $3.00
Mit Sonntagpost $4.00

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Sensation.

Zu den weiblichen Nationen, wie Bismarck, oder zu den hysterischen, wie General Harrison sagte, ist das amerikanische Volk früher nicht gerechnet worden. Seine unbändige Thatkraft galt stets als das sicherste Anzeichen seiner Männlichkeit. Seit dem jüngsten Kriege gegen Spanien ist jedoch diese Ansicht erschüttert, und wenn die Presse wirklich die öffentliche Meinung widerspiegelt, so muß die Nation seit dem Attentat auf Präsident McKinley erst recht als hochgradig hysterisch bezeichnet werden. Denn die meisten englisch-amerikanischen Zeitungen sind durch das Ereigniß so aufgeregt worden, daß sie die Abschaffung der Rede- und Preßfreiheit, die zwangsweise Verschickung aller sogenannten Anarchisten, eine bedeutende Beschränkung der Einwanderungsgesetze, oder gar das Verbot der Einwanderung, Ausnahmegesetze zum besondern Schutze des Präsidenten, Wiedereinführung der Folter und noch vieles Andere verlangen. Weil unter 75 Millionen Menschen ein einziger feige und niederträchtig genug war, den Präsidenten meuchlings anzufallen, soll die große Republik auf einige ihrer kostbarsten Einrichtungen verzichten, oder sich mit einer chinesischen Mauer umgeben!

Der Attentäter selbst hat gestanden, daß er sein Opfer nicht blos anschießen, sondern tödten wollte und für sein Werk die Todesstrafe erwartete. Er würde sich also gewiß nicht haben „abschrecken" lassen, wenn es ein Gesetz gäbe, das schon den Versuch zur Ermordung des Staatsoberhauptes mit dem Tode bedroht. Ferner will er die Anregung zu seinem Verbrechen aus anarchistischen Schriften geschöpft haben, deren Verbreitung offenbar auch dann nicht verhindert werden könnte, wenn sie gesetzlich verboten wäre. Da selbst in Rußland, wo die Polizei „allgegenwärtig" ist, die Agitation der Nihilisten niemals hat unterdrückt werden können, sondern durch die grausamen Verfolgungen im Gegentheil noch gestärkt worden ist, so wird sich wohl in den Ver. Staaten erst recht der Anarchismus nicht dadurch ausrotten lassen, daß man die mündliche oder schriftliche Verkündigung staatsgefährlicher Lehren verbietet. Wohl aber dürfte es schwer sein, die Grenze zwischen erlaubten und unerlaubten Lehren so scharf zu ziehen, daß die Polizei sich keine Uebergriffe erlauben kann. Zu Mord, Aufruhr, Gewaltthätigkeiten und sonstigen Verbrechen öffentlich aufzufordern, ist ohnehin schon strafbar. Auch hat man in Chicago mehrere Leute schon wegen der geistigen Urheberschaft eines Bombenattentas gehängt, dessen Verüber nie ermittelt worden ist. Demnach sind die vorhandenen Gesetze offenbar ausreichend zur Bestrafung aller anarchistischen Mörder, Attentäter und Aufhetzer, aber wenn sie noch zehnmal schärfer wären, so würden sie augenscheinlich Niemanden einschüchtern, der den Tod am Galgen geradezu herbeisehnt, weil er durch seine Hinrichtung „berühmt" zu werden hofft.

Noch viel weniger würde die Beschränkung der Einwanderung helfen. Wie Booth und Guiteau, so ist auch Czolgosz in den Ver. Staaten geboren, und die polnischen Eltern, von denen er abstammt, haben ihm sein scheußliches Verbrechen nachweislich nicht eingegeben. Die krankhafte Sucht, durch außergewöhnliche Thaten bekannt zu werden, ist vielleicht nirgends so vorherrschend, wie gerade in diesem Lande. Hunderte setzen sich alljährlich den größten Gefahren und Entbehrungen aus, um von Narren als Helden gefeiert zu werden. Fast um dieselbe Zeit, als Czolgosz auf den Präsidenten schoß, ließ sich ein Weib in einem Fasse über den Niagarafall schleudern, und obwohl es elendiglich umkam, so hatte es doch vorher viele Tage lang das Vergnügen gekostet, sich in Wort und Bild von unzähligen Zeitungen verherrlicht zu wissen. In demselben Genusse kann jetzt Czolgosz schwelgen, denn die Presse veröffentlicht nicht nur sein Bildniß in Lebensgröße, sondern widmet auch seiner Vergangenheit, seinem Seelenleben und allem, was in Beziehung zu ihm gebracht werden kann, liebevollere Aufmerksamkeit, als den größten Wohlthätern der Menschheit. Er ist „die Sensation des Tages" geworden, hat also genau das erreicht, was er angestrebt hat. Es ist nicht unmöglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß diese Behandlung des Falles in vielen anderen Gernegroßen den Wunsch erregen wird, auf ähnliche Weise ebenso berühmt zu werden.

Das Attentat auf den Präsidenten ist nur ein besonders auffallendes und betrübendes Beispiel des Unheils, das die Sensationshascherei hierzulande anrichtet. Und die krankhafte Sucht, von sich reden zu machen, wird gerade durch dieselbe Presse genährt, die jetzt nach Ausnahmegesetzen schreit.

Wahnsinn und Glaube.

Ein interessanter Testamentsstreit wurde vor Kurzem in New York erledigt. Ein Fräulein Helen C. Brush, das letztes Jahr in New York starb, hatte in ihrem Testament den weitaus größeren Theil ihres Vermögens — $90,000 — der „Kirche der christlichen Wissenschaft" vermacht und ihren Blutsverwandten nur $20,000 hinterlassen. Die Verwandten gingen vor Gericht. Sie bestritten die Giltigkeit des Testaments auf den Grund hin, daß von Mitgliedern der genannten Kirche ein ungehöriger Einfluß auf die Erblasserin ausgeübt worden sei und daß die Verstorbene — das war der besondere Grund — das Opfer „verrückter Wahnvorstellungen" gewesen sei. Zur Begründung dieser Behauptung wurde nachgewiesen, daß die Verstorbene des festen Glaubens war, einem Menschen könne alles Blut des Körpers abgezapft werden und er könne trotzdem ohne jegliche Beschwerden weiter leben, so lange er ein überzeugter Anhänger der Lehre der „christlichen Wissenschaftler" sei. Der Anwalt der klagenden Verwandten machte geltend, daß ein solcher Glaube mit geistiger Gesundheit unverträglich sei und die Verstorbene, die sich dazu bekannte, der Testirfähigkeit beraubte. Verschiedene medizinische Fachmänner pflichteten dieser Ansicht bei, und ein Arzt erklärte den Glauben an die Wahrheit der Lehren der Frau Eddy für eine verrückte Wahnvorstellung.

Der Anwalt und die Aerzte drangen mit ihrer Ansicht nicht durch. Das Testament wurde aufrecht erhalten. Der Richter erklärte, daß die Lehren der christlichen Wissenschaft, gleichviel wie lächerlich und unmöglich sie Andern erscheinen mögen, „auf einer religiösen Ueberzeugung derer beruhen, die an sie glauben. Und da dies so ist, kann das Gericht nicht erklären, daß diese geistig unzurechnungsfähig sind. Die Wahrheit oder Unwahrheit eines religiösen Glaubens entzieht sich der gerichtlichen Begutachtung".

Das Gericht konnte nichts anderes entscheiden. Hätte es auf jenen Einwand hin das Testament des Fräulein Brush umgestoßen, dann würden die Gerichte viel zu thun bekommen. Wenn die Gerichte den Satz aufstellen wollten, daß der religiöse Glaube eines Menschen, sowie er in Widerspruch mit den Lehren der neuzeitlichen Wissenschaft oder des gesunden Menschenverstandes kommt, den Gläubigen unfähig macht, in einem Testament über seine weltlichen Güter zu verfügen, dann würden sehr viele Testament für ungiltig erklärt werden müssen. Jeder, der an die biblischen Wunder glaubte, würde seine Testirfähigkeit verlieren; desgleichen jeder, der an die Wunderthätigkeit von Reliquien glaubt, oder auch der des frommen Glaubens ist, ein Gebet könne irdisches Unheil von ihm abwenden. So weit wird man doch wohl nicht gehen wollen, auch wenn man die Lehre der „Christlichen Wissenschaft", nach welcher allein das Gebet und der Glaube von allen Krankheiten und Schäden des Körpers heilen kann, als irrsinnig verwirft, und in der That ist es sehr gut möglich, daß ein Mensch seinen gesunden Menschenverstand (einschließlich der Testirfähigkeit) besitzt, wenn er auch die Geschichte von Jonas und dem Walfisch und an vielen Wunderthaten von Reliquien glaubt.

Die Erfahrung und der gesunde Menschenverstand lehren uns allerdings, daß ein Mensch, der all' sein Blut verliert, sterben muß, und wenn ein Mensch, der keinerlei religiösen Glauben hat, behaupten wollte, der Mensch könne, nachdem der letzte Tropfen Blut aus seinem Körper herausgepumpt sei, noch leben, so könnte man den wohl, auch gerichtlich, für wahnsinnig erklären, aber wenn ein Mensch Mitglied einer Kirche ist, die nebenbei unwissenschaftliche und im höchsten Grade unsinnige Dinge lehrt, so kann sein Glaube an diese Lehren noch nicht als ein vor Gericht giltiger Beweis von Irrsinn angesehen werden, insonderlich, so lange nicht, so lange er nicht die Probe machte. Dazu hatte sich aber trotz ihres Glaubens jenes Fräulein Brush nicht entschließen können, und man hat auch noch nicht gehört, daß irgend ein anderes Mitglied der Kirche der „Christlichen Wissenschaft" diese Probe auf die Lehre machte.

Das Attentat und das Geschäft.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Mordattentat auf den Präsidenten der Republik einen starken Preisrückgang der Börsenwerthe zur Folge haben würde. Als am Samstag Morgen die Eröffnungsstunde für das Börsengeschäft schlug, stand das ganze Land unter dem Einflusse eines jener außerordentlichen Ereignisse, welche wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel kommen und so mächtig auf das Gemüth des Menschen wirken, daß der Verstand und die ruhige Ueberlegung zeitweilig zurückgedrängt werden. Jedermann erwartete einen allgemeinen Preisrückgang der Börsenwerthe und die älteren Mitglieder der Aktienbörse befürchteten eine Wiederholung der Vorgänge, deren Zeugen sie am 2. Juli 1881, nachdem das Mordattentat auf den Präsidenten Garfield bekannt geworden war, gewesen waren. Das Erwartete traf ein, alle Werthe gingen stark zurück, aber gegen Schluß der Börsen wurde der Druck schon geringer, und heute wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, wieder eine allgemeine Preissteigung einsetzen, während im Jahre 1881 die Depression lange anhielt und Vielen den finanziellen Ruin brachte.

Die heutige Lage ist von der in 1881 grundverschieden. Das Mordattentat auf Garfield hatte eine gewisse politische Bedeutung, denn es ging von einem Menschen aus, der als „Politiker" gelten wollte und den Versuch machte, seine Unthat als eine „politische" That hinzustellen. Man konnte damals mit einem Schein von Berechtigung sagen, der Versuch, den Präsidenten der Ver. Staaten zu ermorden, sei ein Angriff auf die politischen Einrichtungen des Landes und bedrohe die Republik. Die Frage: „Was wird daraus werden?" war, in der ersten Zeit nach dem Attentat wenigstens, auf allen Lippen und die schlimmsten Befürchtungen betreffs der Zukunft des Landes wurden laut.

Dem Mordattentat auf den Präsidenten McKinley fehlen alle diese Vorbedingungen, die es zu einer Quelle andauernder Beunruhigung und Schädigung der finanziellen und wirthschaftlichen Lage des Landes machen könnten. Niemand fragt: Was wird werden? Jedermann ist überzeugt, daß selbst im schlimmsten Falle — wenn der Präsident der Wunde erliegen sollte — keine Störung in der Regierung und ihrem Verhältniß zu der Finanz- und Geschäftswelt, keine eingreifende Aenderung in der Regierungspolitik eintreten werden. Es läßt sich für das Attentat nicht die geringste politische Bedeutung heraustüfteln. Die Regierungsfolge ist sichergestellt, und man weiß, daß der Wechsel der Person im Präsidentenamt ohne jegliche Störung vor sich gehen und keine Gedanken und Einflüsse zur Macht bringen wird, die den bisher maßgebenden fremd oder gar feindlich gewesen wären.

Dazu kommt, daß das Land sich zur Zeit in außerordentlich guter finanzieller und geschäftlicher Lage befindet. Die Ernten waren im Durchschnitt ziemlich gut, der Ausland- und Inlandhandel ist lebhaft. Die Eisenbahnen haben gut zu thun. Die Beziehungen zu dem Auslande sind gut; es steht keine aufregende Wahlkampagne vor der Thür; das Jahr 1901 ist ein "off year". Und in all' dem würde auch durch den Tod des Präsidenten McKinley nichts geändert werden. Während das Attentat auf Garfield bei nicht Wenigen den Glauben an die Festigkeit und Sicherheit unserer politischen Einrichtungen wenigstens auf einige Zeit erschütterte, hat das Attentat auf den Präsidenten McKinley gerade gezeigt, wie fest gegründet und sicher unsere Einrichtungen und die gegenwärtige Prosperität sind und den Glauben daran befestigt, statt erschüttert. Zweifelsohne haben mächtige Finanzinteressen ihre ganze Kraft eingesetzt, den unvermeidlichen Preisrückgang in Börsenwerthen möglichst zu beschränken, bezw. die Preise wieder in die Höhe zu treiben, das wäre ihnen aber wohl kaum gelungen, wenn die allgemeine Geschäfts- und Finanzlage nicht günstig gewesen wäre, und das Attentat auf den Präsidenten irgend welche weitreichende Bedeutung gehabt hätte. Wie die Dinge liegen, scheint auch im schlimmsten Falle — im Falle des Ablebens des Präsidenten — die gegenwärtige günstige wirthschaftliche Lage für die Zukunft nicht bedroht. Einige geplante große Finanzoperationen und ein neuer Börsenbuhm, von dem man, als bevorstehend, munkelte, mögen aufgeschoben werden—aber das würde nichts schaden, sondern könnte vielleicht nützen, indem es den Krach, der einmal kommen wird, etwas weiter hinausschiebt.

Die Aussichten für das Herbst-Geschäft sind, trotz des Unglücks, von welchem das Land betroffen wurde, gut.

Baldwins Nordpol-Strategie.

Ein Aufsatz von E. B. Baldwin, welcher bekanntlich die Baldwin-Ziegler'sche Polar-Expedition befehligt, im neuesten Heft von McClure's Magazin zeigt klar, wie sehr sich der Charakter der modernen Polar-Expeditionen gegenüber demjenigen der früheren verändert hat. Aus Abenteurer-Unternehmungen, wenn auch mit einigem wissenschaftlichen Anstrich, sind dieselben zu ganz geschäftsmäßigen, in allen denkbaren Einzelheiten klar und kühl berechneten Veranstaltungen geworden, bei denen Zufall und Glück oder Pech so gut wie gar nicht mehr in Betracht kommen, — außer in dem Maße, wie bei anderen geschäftlich-wissenschaftlichen Unternehmungen auch. Freilich berechneten die Polarforscher vor einem halben Jahrhundert, und in noch früherer Zeit, ebenfalls, soweit sie konnten; aber es standen ihnen viel zu wenig bestimmte Faktoren zu Gebote, und zwischen ihren Operationen und denjenigen ihrer heutigen Nachfolger ist ungefähr ein ebensolcher Unterschied, wie zwischen den Pfiffen des Landsknechtsthums und einem Moltke'schen Feldzugs-Plan.

Es lohnt sich daher, sich den Plan Baldwin's, wie er ihn an besagter Stelle entwickelt, etwas näher anzusehen. Seiner bestimmten Erwartung nach sind er und sein Schiff derzeit an der eisigen Küste des Franz Josef-Landes, und im Laufe dieses Herbstes wird die Expedition mit Hundeschlitten und Ponies nach einem Winterlager an der äußersten nördlichen Spitze jener Inselgruppe verbracht werden. Soweit steht der Plan auf durchaus festem, genau skizzirtem Boden. Natürlich ist das nur das Vorspiel; der Haupt-Akt kommt im April, und es sind die weitgehendsten Vorkehrungen dafür getroffen, daß er nicht zu einer Aprilfopperei mit mehr oder weniger tragischem Ausgang werden kann. Nach der Wiederkehr des Tageslichtes im April soll das Vordringen nach dem Pol losgehen.

Wie bekannt, verfügt diese Expedition über drei Eis-Trutzschiffe ersten Ranges: „America", Frithjof" und „Belgica". Der „Frithjof" wird dazu benutzt, Vorräthe auf der Ausfahrt zu befördern; „Belgica" soll nach der Ostküste Grönlands steuern und alle Vorbereitungen für die Rückfahrt in Gang bringen; die Expeditionspartie selbst aber, aus 36 auserlesenen Leuten bestehend, befindet sich auf der „America". Noch nie zuvor war eine Polar-Expedition so vollständig und für alle Fälle so umfassend ausgestattet, wie die vorliegende; denn zum Glück verfügt Herr Ziegler über ausgedehnte Mittel. Nur wenn mehrere große Länder offiziell etwas Derartiges gemeinsam, ohne alle Rücksicht auf den Kostenpunkt unternehmen würden, dürfte noch etwas mehr hinsichtlich der direkten Ausstattung und der Vorsichts-Veranstaltungen geschehen.

Uebrigens hat die vorliegende Expedition in ungewöhnlichem Maße gegen alle Hindernisse Fürsorge getroffen, an denen das Unterfangen ihrer Vorgänger scheiterte. Alle früheren Erfahrungen sind gründlich ausgenutzt worden! Bekanntlich mußte Nansen umkehren, weil er keine Nahrung mehr für seine Hunde hatte. Baldwin hat einem solchen Nothfall so sorgfältig vorgebeugt, wie es mit den reichen Mitteln irgend möglich war; und dazu gehört viel: denn die Expedition hat nicht weniger, als 400 Hunde und 15 sibirische Ponies bei sich! Diese Thiere werden nur von erfahrenen Sibiriern und Lappländern bedient. Die Vorräthe für die Mannschaften und für die Thiere sind beinahe unerschöpflich. Dabei ist große Sorgfalt getragen, die Thiere nicht zu überladen. Alles ist beinahe so vollkommen ausgerechnet und abgewickelt, wie das Verpflegungswesen auf einem unserer fashionablen atlantischen Passagierdampfer. Eine tragische Doppelrolle werden die besagten fünfzehn sibirischen Ponies zu spielen haben: nachdem sie nämlich dazu verwendet worden sind, riesige Vorräthe nach der entferntesten Station zu befördern, werden sie abgeschlachtet werden, um Nahrung für die Hunde zu liefern, die noch weit wichtiger sind. Dieser Fleischvorrath allein würde beinahe vollkommen genügen, die Hunde-Armee auf der ganzen Reise von Franz Josefsland nach dem Nordpol — 550 Meilen Entfernung — zu erhalten. In dieser und anderer Hinsicht scheint Alles mit genialer, aber rücksichtsloser Oekonomie eingerichtet zu sein; wie die Theile einer großen Maschinerie unterstützt Alles sich gegenseitig und das Ganze.

Baldwin erwartet, daß die Hauptreise, über die besagten 550 Meilen von Franz Josefsland aus, trotz des unwirthsamen Eises in 100 Tagen gemacht werden könne, und nach den Erfahrungen Nansens erscheint diese Annahme keineswegs utopisch. Wenn nicht „zwischen Lipp' und Kelchesrand" noch etwas ganz Unerwartetes dazwischen tritt, so wäre es nicht zu verwundern, wenn Baldwin, dessen exekutive Fähigkeit allseitig anerkannt wird, das Ziel seines Ehrgeizes erreichte: das Sternenbanner am Nordpol aufpflanzen zu können! Und schwerlich würde man einen Krieg zu führen brauchen, um es dort flattern zu lassen. Einstweilen heißt es aber noch immer: Abwarten und Eisthee trinken.

Wirth Wundermild ist arm.

Der Apfel, den ein deutscher Liederdichter mit dem obigen schönen Titel belegt hat, spielt eine wichtige Rolle im landwirthschaftlichen Reichthum der Nation, und die Aepfel-Nachfrage in unserem Lande wird, besonders wegen der zunehmenden Würdigung des gesundheitlichen Werthes dieser Frucht, von Jahr zu Jahr größer, ganz abgesehen von dem steigenden Export. Um so mehr ist es zu beklagen, daß die heurige amerikanische Aepfel-Ernte im Großen und Ganzen recht mager ausgefallen ist. Schon im vorigen Jahre gab es nicht viele schöne Aepfel für den unmittelbaren Verzehr; aber der Gesammt-Ertrag war beträchtlich größer, als diesmal.

Nach den letzten amtlichen Ernte-Berichten ist eine mittelmäßige bis gute Aepfel-Ernte in einzelnen Theilen von Illinois, Indiana, West-Virginien, Kansas und Arkansas zu erwarten; sonst aber sind die Aepfel nicht nur rar, sondern meistens auch von unbefriedigender Qualität. Die glücklichen Besitzer solcher Obstgärten, welche diesmal einen guten Aepfel-Ertrag bringen, werden — soweit die „Mittelmänner" ihnen dies gestatten — schöne Preise für ihr Produkt erhalten; die meisten aber werden nicht viele Aepfel zu verkaufen haben. Liebhaber schöner Aepfel werden wohl in diesem Winter ziemlich tief in die Tasche steigen müssen.

So stellt sich wenigstens augenblicklich die Situation dar. Noch läßt sich nicht durchweg über den wichtigen Spätäpfel-Ertrag ein abschließendes Urtheil fällen; aber es scheint, daß auch, was die Mutter Natur dem äpfelliebenden Publikum noch gegönnt hat, von der Spekulation noch weiter „versalzen" wird, die gerade mit Spätäpfeln wegen ihrer Haltbarkeit und vielseitigen Verwendbarkeit ziemlich erfolgreich operiren kann. Es ist recht zu bedauern, daß die Aepfelzucht eine der unsichersten der landwirthschaftlichen Industrien bildet!

Deutsche Sozialisten und Gewerkschaftler.

Ueber die schwebenden Fragen des Verhältnisses der deutschen Gewerkschaften zur sozialdemokratischen Partei muß es auf dem kommenden Parteitage in Lübeck zu grundsätzlichen Auseinandersetzungen und zu bedeutsamen Beschlüssen kommen. Man sieht der Erledigung dieser Frage in den Kreisen der Partei mit besonderer Erwartung entgegen. Den Zusammenhang bietet der Schiedsspruch in der Streikbrecherangelegenheit der Hamburger Akkordmaurer. Die Hamburger Partei hatte diese Letzteren (die nach wie vor im Akkord arbeiteten, da sie hierbei einzeln mehr verdienten) bekanntlich ausgeschlossen, die Parteileitung (Schiedsgericht und Kontrolleure) hatte den Beschluß aufgehoben, nun liegt Berufung an den Parteitag vor. Eine gegen die Gewerkschaften gerichtete Entscheidung des Parteitages wäre in ihren Folgen für die Partei ganz unabsehbar.

Es ist nun sachlich und taktisch interessant, daß der bekannte Eduard Bernstein auch im „Vorwärts" in dieser Frage Stellung nimmt, und zwar in einer Art, die erkennen läßt, daß es ihm darum zu thun ist, in seiner eigenen Angelegenheit auf dem Parteitage sich nicht nur dem angefochtenen Ausspruch gegenüber zu finden: „Die Bewegung ist mir Alles, das Endziel nichts!" Bernstein geht dabei offenbar seinerseits zum Angriff über. Er versucht für das Verhalten der Partei zur Gewerkschaft die Aufstellung von Grundsätzen, indem er folgenden Gedankengang ausführt:

„Die Neutralität der Partei den Gewerkschaften gegenüber kann immer nur eine formale sein, die Partei ist oder soll sein die Zusammenfassung aller Spezialinteressen nach der großen Seite hin, die das allen Gliedern des Gesellschaftskörpers Gemeinsame umfaßt oder herstellen soll. Die Partei ist, kraft der ihr innewohnenden Tendenz auf das Allgemeine der Arbeiterinteressen hin, auch dazu bestimmt, die höchste Instanz der Arbeiterbewegung zu bilden. Aber darum hat die Partei auch in verschiedener Hinsicht größere Pflichten gegenüber den einzelnen Gliedern als diese gegen sie. Die von der Partei den Gewerkschaften und Genossenschaften gegenüber zu beobachtende Neutralität darf man nicht der Neutralität dieser für wesensgleich auffassen. Allerdings ist auch die letztere nur eine bedingte, soll und wird der Geist, der die Partei beseelt, nicht vor den Thüren der wirthschaftlichen Organisationen der Arbeiter Halt machen. Aber es verträgt sich nicht mit den Spezialaufgaben, die diesen zufallen, ihren Mitgliedern andere Verpflichtungen als bindend aufzuerlegen, als die sich aus der Natur dieser Aufgaben selbst ergeben. Dagegen liegt es im Wesen der Sozialdemokratie als Partei der Arbeiterklasse, diese Spezialorgane der Arbeiterbewegung, gleichviel wie sie sich zu ihr stellen, als ihre natürlichen Schutzbefohlenen zu betrachten. Darum hat die Partei grobe Pflichtvergehen gegen die Gewerkschaften als unvereinbar mit ihren Prinzipien zu betrachten."

Bernstein will nun als einzigen Maßstab die Frage nach dem Schaden gelten lassen, der durch den Verstoß gegen die Gewerkschaftspflicht angerichtet wird. Nach dem Gesichtspunkt der Moral sei das nicht zu entscheiden. Bernstein erklärt, er könne sich sehr wohl denken, daß die betreffenden Akkordmaurer zu ihrem Verhalten von Motiven oder Umständen bestimmt worden wären, die Ausdrücke wie „Lumpen" u. dgl. für ganz unangebracht erscheinen ließen. Er sagt auch offen heraus, daß er die Akkordarbeit auf die Dauer für unvermeidlich halte; aber gerade darum fordert er eine straffe Gewerkschaftsdisziplin und einen Parteischutz gegenüber Handlungen, die diese Gewerkschaftsdisziplin verletzen; Leute, die sich in offenem schädigendem Kampf mit der Mehrheit ihrer organisirten Berufsgenossen befänden, sagt er, könne sie in ihren Reihen nicht dulden. Nun seien aber die Mehrheiten nicht unfehlbar, und wo die Leidenschaften oder Existenzfragen in's Spiel kämen, sei Menschlichkeitserwägungen überall ein Platz einzuräumen. Für solche Fälle mit mildernden Umständen, wo eine schroffe Aechtung unangebracht erscheint, erfindet Bernstein nun das Aushilfsmittel der einfachen Unterbrechung der Parteimitgliedschaft. Man wird zugestehen, daß die Ueberordnung der politischen Partei über die wirthschaftlichen Organisationen, wie sie Bernstein versteht, nichts Anderes bedeutet, als einen Parteipolizeischutz für die Gewerkschaftsarbeit.

(Köln. Ztg.)

Deutsch-skandinavischer Telephon-Verkehr.

Die Erfahrung, daß der telephonische Verkehr zwischen solchen Stationen, deren Verbindung ganz oder theilweise durch Kabelleitung hergestellt ist, in der Regel mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ist in den neuerdings angestellten Sprechversuchen zwischen schwedischen und deutschen Städten bestätigt worden.

Man schreibt darüber dem „Berl. Tageblatt": Zwischen Göteburg in Schweden und einer Anzahl Städte Norddeutschlands hat man in dieser Richtung Fernsprechversuche angestellt, die vorläufig noch fortgesetzt werden dürften, da sie bisher nicht zu befriedigen vermochten. Göteburg, Stockholm, Malmö, Kopenhagen, Berlin und Hamburg namentlich waren die Versuchsstationen, und man hat Kombinationen verschiedener Linien angewandt, indem man von Schweden aus mit Berlin zu sprechen versuchte, theils über Trelleborg — Saßnitz — Stralsund, theils über Kopenhagen — Gjedser — Warnemünde — Rostock — Stettin und theils über Trelleborg — Saßnitz — Stralsund und Stettin. Der Abstand zwischen Stockholm und Berlin über die letztgenannte Linie beträgt rund 1150 Kilometer. Doch würde die freilich recht bedeutende Entfernung durchaus nicht hinderlich sein, wenn es sich um eine Landlinie handelte; die Schwierigkeiten vielmehr sind begründet in dem Umstande, daß wesentliche Strecken der Verbindung durch Kabelleitungen hergestellt werden müssen. Die Kabellänge zwischen Trelleborg—Saßnitz ist die längste, sie beträgt 110 Kilometer, Malmö—Kopenhagen dagegen nur etwa 20 Kilometer, Gjedser—Warnemünde 50 und Korsör—Nyborg ebenfalls rund 20 Kilometer.

Bekanntlich hat sich der telephonische Verkehr zwischen Berlin und Kopenhagen, der bereits längere Zeit eingerichtet war, im Ganzen bisher auch nicht sehr bewährt; die feineren Variationen in den Stromwellen kommen ungenügend zur Geltung, was man darauf zurückführt, daß das Kabel die Elektrizität sozusagen bindet. In den oben genannten Versuchen waren sowohl Apparate schwedischer wie deutscher Konstruktion verwendet, ohne daß man eine Veränderung in dem einen oder anderen Falle beobachtet hätte.

Auf schwedischer Seite, wo der Ingenieur Ericsson die Versuche geleitet hat, soll man besonders skeptisch sein, indem man kaum hofft, bessere Resultate zu erzielen, so lange in der Telephontechnik nicht wesentliche Fortschritte gemacht worden sind, die sowohl auf dem Gebiete der Apparatkonstruktion wie der Kabelherstellung zu suchen wären. Zeitweilig zwar ist es geglückt, recht gute, ja vorzügliche Resultate zu erlangen, beispielsweise zwischen den Stationen Stockholm und Hamburg oder Stralsund. Sobald aber ein Abonnent eingeschaltet wurde, war jegliche zuverlässige Verständigung unmöglich. In Stockholm hat man hören können, wie der Stationsbeamte in Stralsund seinen Abonnenten aufforderte, lauter zu sprechen, doch vernahm man von diesem keinen einzigen Laut. Wie die Versuche Kopenhagen—Berlin gezeigt haben, können zwar verstärkte Batterien, doppelte Hörapparate und andere außerordentliche Anordnungen, die im Ganzen nicht gebräuchlich und bei Landentfernungen als unnöthig sich erwiesen haben, die Schwierigkeiten zum Theil beheben, doch aber keineswegs ganz beseitigen.

Ein deutsches Binnenzöllchen.

Ueber einen ausnahmsweisen Rückfall in deutsche Kleinstaatlerei, noch dazu im Eisenbahnwesen, wird aus dem badischen Städtchen Wertheim a. M., an der bairischen Grenze erzählt:

Für einen großen Theil Badens und Württembergs liefert der Main der Hauptsache nach den für Bauzwecke erforderlichen Flußsand. Das Material wurde früher fast ausschließlich von Wertheim aus nach Süden verfrachtet. Mit Eröffnung der neuen Bahnlinie Seckach-Miltenberg, die zu etwa drei Theilen badisch und zu einem Theile bairisch ist, bekamen die Wertheimer Baggereigeschäfte eine unangenehme Konkurrenz, da die Strecke Miltenberg-Seckach nur 44 Km., die Strecke Wertheim-Seckach jedoch 74 Km. beträgt. Um nun den Wertheimer Baggerei-Besitzern eine erfolgreiche Konkurrenz mit den Miltenbergern zu ermöglichen, setzte die badische Generaldirektion auf Veranlassung des nationalliberalen Abg. Klein die Tarife für Sandtransporte auf der Strecke Wertheim-Seckach um so viel herab, daß sie den Tarifen für die, um 30 Km. kürzere Strecke Miltenberg-Seckach gleichkamen. Daraufhin ermäßigte die baierische Generaldirektion den Tarif auf der kurzen baierischen Theilstrecke Miltenberg-Rippberg um Mk. 3, was zur Folge hatte, daß Baden auf der Strecke Wertheim-Seckach abermals um Mk. 3 abschlug. So beträgt jetzt die Fracht pro Waggon von 10,000 Kg. auf beiden Strecken Mk. 20, die Fracht von Miltenberg nach Osterburken (51 Km.) beträgt Mk. 25, von Wertheim nach Osterburken (67 Km.) dagegen nur Mk. 23, von Miltenberg nach Rosenberg (56 Km.) Mk. 27, von Wertheim nach Rosenberg (62 Km.) Mk. 23. Bei einer um 6 Km. kürzeren Strecke beträgt für den, aus Baiern kommenden Waggon Sand die Fracht 4 Mk. mehr, als für den badischen Sand. Hier werden also die Frachtsätze der Eisenbahn als eine Art Binnenzoll benützt. Binnenzölle im einigen deutschen Reich wieder aufzurichten, dazu hat ein badischer nationalliberaler Landtags-Abgeordneter die badische Regierung veranlaßt, und die bairische Regierung hat das Beispiel nachgeahmt! So haben wir jetzt ein indirektes „Zollkrieglein" in aller Form zwischen zwei deutschen Nachbarstaaten.

Im Zeichen des Kraftwagens.

Wir stehen im Zeichen der Kraftwagen, schreibt ein Pariser Korrespondent. Zu dem neuesten auf diesem Gebiete gehört der Kraftwagen für Wahlreisen. Der Wagenkasten faßt acht, zehn Fahrgäste, welche auch als Wahlausschuß sich darin versammeln können, denn die Sitze lassen sich geeignet umstellen. Vorn ist eine hübsche offene Halle als Rednerbühne — die wandelnde Platform der Wahlen — eingerichtet, von der aus die Neugierigen ohne weiteres angeredet werden können. Denn Neugierige wird diese neueste Neuheit in Masse anziehen, und Neues werden sie genug von den Rednern hören, deren der Bewerber stets einige mit sich führt. Dazu dient ja der Wagen, der auch ein wirksames Mittel gegen gewisse Machenschaften sein wird.

Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß ein Bewerber, dessen Mittel es erlaubten, in dem ganzen Wahlbezirk eine Wagen-, Wirthshäuser- und Saalsperre einrichtete. Er miethete einfach alle Wagen, Wirthshäuser und Säle. Ein Nebenbuhler unternahm trotzdem die Wählerjagd und ging zu Fuß. Im ersten Dorfe schon wiesen ihm alle Wirthe die Thüre. Ein hübsches Bauernmädchen sieht sich bewogen, ihm Brot, Käse und Wein zu bringen, die er auf einer Bank verzehrte. Die Dörfler sammelten sich neugierig um den fremden Herrn in solch ungewohnter Lage. Dieser aber verfehlte nicht, ihnen eine kleine Anrede zu halten und seinen Fall zu erklären. Sofort wurde eine Wahlversammlung in einer Scheune veranstaltet, die solchen Erfolg hatte, daß die Bauern den Bewerber von Ort zu Ort begleiteten, um Versammlungen zu halten, die schließlich zum Wahlsieg führten. Mit dem Wahlkraftwagen ist man gegen jegliche Sperre gefeit, kann Gehilfen, Drucksachen, Lebensmittel, den lebenden und unbelebten Wahlbedarf, mit sich führen, im Nothfalle auch mit unüberwindlicher Schnelligkeit das Weite suchen. Beschleunigter Rückzug steht freilich in keinem Programm, gehört aber zu den Bedürfnissen der leidigen Wirklichkeit.

Goethe und die drehbare Bühne.

Bei der Eröffnung des Prinzregententheaters in München darf wohl daran erinnert werden, daß der junge Goethe recht nahe daran war, Herrn Lautenschläger zuvorzukommen und die erste drehbare Bühne zu schaffen. Als er „Werther" und „Götz" hatte ausgehen lassen, fing er noch in Frankfurt vielerlei Pläne an, von denen die wenigsten fertig wurden. So ging es auch der Posse „Hanswursts Hochzeit". Wir finden zwei Szenen von ihr in den gesammelten Werken; der Plan ist im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit" erzählt.

„Bei dem Wirth zur gold'nen Laus
Da wird sein der Hochzeitsschmaus"

reimt der Hochzeitsleiter, der das Spiel eröffnet. Damit in dem Stück die Einheit des Ortes gewahrt, zugleich aber auch eine Mannichfaltigkeit von Szenen möglich werde, dachte sich Goethe das Wirthshaus „zur goldnen Laus" im Hintergrunde so, „als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgestellt werden, wobei sich jedoch die vorderen Kulissen des Theaters schicklich zu verändern hätten. Im ersten Akt stand die Vorderseite nach der Straße zu... im zweiten Akt die Seite nach dem Hausgarten, die dritte nach einem Wäldchen, die vierte nach einem naheliegenden See." Wenn man fragt, weshalb denn Goethe diese scherzhafte Idee später nicht weiter entwickelt habe, da er doch als Theaterdirektor sich mit den technischen Angelegenheiten der Bühne viel beschäftigte, so ist die Antwort, daß er gegen solche technischen Vervollkommnungen überhaupt eine Abneigung faßte. „Die guten Leute bedenken nicht, wohin die übermäßige äußere Pracht zuletzt unausbleiblich führen muß: Das Interesse für den Inhalt wird geschwächt und das Interesse für den äußeren Sinn an dessen Stelle gesetzt. Doch es wird sicherlich auch wieder eine Reaktion eintreten... Erst müssen die Dekorationsmaler und Maschinisten dem Publikum nichts Neues mehr bieten können, das Publikum von dem Prunk bis zum Ekel übersättigt sein, dann wird man zur Besinnung kommen." So sagte er im Juli 1820 zu dem jungen Lobe, der den Inhalt eines Stückes nicht erzählen konnte, weil die herrlichen Mondschein-Szenen, die Verbrennung einer Burg u. dergl. ihn ganz gefesselt hatten!

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Gattin, Mutter und Schwiegermutter

Susanna Barnick, geb. Bieber,

im Alter von 51 Jahren 3 Monaten am 8. September gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 10. September, um 11 Uhr Vormittags, vom Trauerhause, 1511 W. 51. Str., nach der St. Augustina Kirche und von dort per Train nach dem St. Marys Friedhof. Die trauernden Hinterbliebenen:

Nicholas Barnick, Gatte; **Josephine, Theodor, Louise, Margarethe**, Kinder; **Philip J. Willims**, Schwiegersohn.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere liebe Mutter und Schwägerin

Maria Puls, geb. Kranse,

im Alter von 39 Jahren 5 Monaten und 13 Tagen am 7. September selig im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch, den 11. September, Nachmittags 2 Uhr, vom Trauerhause, 1740 Strong Str., nach der St. Trinitatis-Kirche (Pastor Block) und von da nach Union Ridge-Kirchhof. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Auguste, Emil und **Willie**, Kinder.
Johanna Dinkel, Schwägerin.
August Dinkel, Schwager.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein geliebter Bruder

Max Koenig,

im Alter von 40 Jahren 3 Monaten und 12 Tagen nach langem Leiden sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch, Nachmittags um 2 Uhr, vom Trauerhause, 2631 Cottage Grove Ave., nach Oakwood Cemetary. Tief betrauert von:

Franz Koenig, Bruder.
Josephine Koenig, geb. Schuetz, Schwägerin.
Charles Koenig, Neffe.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Mutter

Sophia Speckin, geb. Lang,

Gattin des verstorbenen Friedrich Speckin, im Alter von 74 Jahren und 7 Monaten nach kurzem Leiden am 7. Sept. sanft im Herrn entschlafen ist. Beerdigung findet statt am Dienstag, den 10. Sept., um 2 Uhr Nachm., vom Trauerhaus, 243 Dayton Str., nach Wunders Kirchhof. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Henry und **John Speckin**, Söhne;
Sophia, Tochter.

Gestorben: **Lena Anna Doell**, geliebtes Töchterchen, im Alter von 4 Monaten. Amalie und Wilhelm Doell, Eltern. Beerdigungs-Anzeige später.

Lokalbericht.

In Wind und Wetter.

Der Sturm in der Samstag Nacht hat gegen $200,000 Schaden verursacht.

Der Sturm, welcher in der Nacht vom Samstag auf Sonntag getobt, hat auf den Binnensee'n, besonders auf dem Huron-See, der Schifffahrt großen Schaden zugefügt. Sieben Fahrzeuge sind in dem Unwetter gescheitert, sieben andere schwer und sechs leicht beschädigt worden. 56 Seeleute sind nur mit genauer Noth dem Tode in den Fluthen entrissen worden und 2 Matrosen haben Verletzungen erlitten. — In der unmittelbaren Nähe von Chicago ist kein schweres Schiffsunglück zu beklagen, doch werden die Passagiere des Dampfers „City of Milwaukee" der Rückfahrt von St. Joseph, welche sie in der Sturmnacht gemacht haben, wahrscheinlich noch lange schaudernd gedenken. Es war dem Dampfer während der Nacht nicht möglich, die Hafeneinfahrt zu gewinnen. Wie ein Ball wurde er auf den aufgeregten Wellen herumgeschleudert und einmal wurde er wuchtig gegen die Hyde Park gegenüber liegende Saugstation der städtischen Wasserwerke geworfen. Nur der festen Bauart des Schiffes ist es zu verdanken gewesen, daß er diesen Anprall hat aushalten können.

Auf dem Huron-See wurden die Schrecken des Sturmes erhöht durch einen erstickenden Qualm, der — von Waldbränden in Michigan herrührend — über dem Wasser lagerte, den Ausguck unmöglich machte und so zur direkten Ursache des Mißgeschickes wurde, welches etwa ein Dutzend Fahrzeugen zugestoßen ist.

Ein nützlicher Vierbeiner.

Einer besonderen Vorrichtung an seinem Kassenapparat und einem wachsamen Hunde hat es der Apotheker B. Cooban, 559 W. 63. Str., zu danken, daß die Einbrecher, welche gestern Morgen zu früher Stunde seinem Geschäftslokal einen Besuch abstatteten, sich mit einer verhältnißmäßig geringen Beute begnügen mußten. Nachdem die ungebetenen Gäste die Vorderthür mit Gewalt geöffnet hatten, zogen sie den Schubkasten des Kassenapparats heraus, als der dadurch in Thätigkeit gesetzte Alarm abging, und der Hund den Eindringlingen mit lautem Gebell an die Beine fuhr. Daß die Spitzbuben dann in aller Eile die Flucht ergriffen, geht aus dem Umstande hervor, daß verschiedene kleine Münzen auf dem Fußboden liegen geblieben waren. Auch fand man Blutspuren auf dem Fußboden, doch dieselben rühren wahrscheinlich von dem Hunde her, dessen Zustand darauf hinwies, daß die Einbrecher, um sich seiner zu erwehren, ihm verschiedene Schläge versetzten. Sie erbeuteten etwa $5. Bei einer früheren Gelegenheit wurden die Einbrecher dadurch vertrieben, daß sie, nachdem sie in's Fenster gestiegen waren, auf einen Haufen Blechkannen traten und dadurch die Aufmerksamkeit des Hundes erregten.

Ein Lebensretter.

Durch die rasche Hilfeleistung von Detlev Dohse, Nr. 76 Delaware Place, wurde gestern Nachmittag die dreijährige Tochter des Polizisten John J. Marley, von Nr. 126 Seminary Ave., vor dem Feuertode bewahrt. Frau Marley und ihre Kinder statteten der ihnen befreundeten, im Gebäude Nr. 76 Delaware Place wohnhaften Familie P. J. Flannigan einen Besuch ab. Die Kinder zündeten im Hofe dieses Gebäudes ein Freudenfeuer an und sprangen jubelnd um dasselbe herum. Dabei war Lauretta, das drei Jahre alte Töchterchen Marleys, den Flammen zu nahe gekommen. Sie waren am dünnen Kleidchen des Kindes emporgelodert und hatten im Nu das kleine Mädchen in eine lebende Feuergarbe verwandelt. Detlev Dohse, die schwere Gefahr erkennend, in welcher das Kind schwebte, stürmte herbei und erstickte die Flammen, ehe sie der kleinen Lauretta lebensgefährliche Verletzungen beibringen konnten.

Grundsteinlegungsfeier.

Ein stattlicher Festzug, an welchem sich 800 Schulkinder im Alter von 6 bis 12 Jahren, eine starke Delegation von Kindern der Montefiore-Schule, Nr. 169 West 12. Place, wie auch die Beamten und Mitglieder des Verwaltungsrathes der neuen israelitischen Schule betheiligten, welche auf dem Grundstücke Nr. 42 Waller Str. errichtet wird, bewegte sich gestern Vormittag nach dem erst bis zum zweiten Stockwerke aufgeführten Neubau dieser Schule. Eine große Tribüne war dort errichtet und mit amerikanischem Fahnentuch geschmückt worden. Rabbiner H. M. Barnett hielt die Weiherede und schloß an dieselbe ein Gebet um die vollständige Wiederherstellung des von ruchloser Hand schwer verletzten Präsidenten McKinley an. Mit einer von den Schulkindern gesungenen Hymne wurde die eindrucksvolle Feier beschlossen. Das neue Schulgebäude wird drei Stockwerke hoch sein, bei einem Flächenraum von 26 bei 85 Fuß.

* Der Geistliche William T. Meloy, welcher der ersten „United Presbyterian Church", West Monroe und Paulina Straße, seit Jahren als Pastor vorsteht, kündigte gestern seiner Gemeinde an, daß er sich durch anhaltende Unpäßlichkeit veranlaßt sehe, von seiner Stellung zurückzutreten. Dr. Meloy ist 63 Jahre alt; er war bereits dreizehn Jahre Pastor der Presbyter-Kirche in Cadiz, Ill., gewesen, als er das Pastorat der hiesigen Gemeinde übernahm. Seine geschwächte Gesundheit erlaubt ihm nicht mehr, seine Berufspflichten in der gewohnten Weise zu erfüllen; deßhalb glaubt er, nur im Interesse der Gemeinde zu handeln, wenn er sich in's Privatleben zurückzieht.

Arbeiter-Angelegenheiten.

Entrüstungs- und Beileidsbeschlüsse anläßlich des Attentats auf McKinley.

Sozialisten lehnen es ab, solche zu fassen.

Jahreskonventionen verschiedener Arbeiter-Verbände.

Im Town of Lake wurde gestern von Delegaten der verschiedenen Fachverbände von Schlachthaus-Angestellten ein Gewerberath organisirt. Delegat Beyerle, Vertreter der Wurstmacher-Union, brachte einen Beschluß-Antrag ein, daß die Körperschaft den Mordangriff auf Präsident McKinley verdammen solle. Der Antrag wurde angenommen. Aehnliche Beschlüsse sind auch vom Baugewerkschafts-Rath, vom Distriktsrath der Bauschreiner und vom Zentralrath der Organisationen von Baumaterial-Arbeitern gefaßt worden. Sogar auf einem Piknik, das gestern in Riverside von Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiter-Partei veranstaltet ward, wurde eine derartige Stellungnahme zu dem Attentat befürwortet, doch drangen die Antragsteller damit nicht durch. Thomas J. Morgan trat am Lebhaftesten für den Antrag ein, wies aber in seiner Begründungsrede daraufhin, daß man ihm nicht Aengstlichkeit zum Vorwurf machen könne. Er habe in den Jahren 1886 und 1887 Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um Spies und Genossen vor den Ausschreitungen der Klassenjustiz zu schützen, obschon die damals unter Anklage Stehenden prinzipielle Gegner von ihm gewesen seien und die Sozialistische Arbeiterpartei geradezu bekämpft hätten. John Collins, Barney Berlyn, August Klenke, Joshua Wanhope und Walter Huggins vertraten die Ansicht, daß die Sozialisten als Partei-Organisation keine Ursache hätten, sich mit der Verwundung des Präsidenten McKinley durch einen Fanatiker in feierlichen Beschlüssen zu befassen. Es lägen im Lande an jedem Tage und zu jeder Stunde viel Tausend Arbeiter auf dem Krankenlager, die auf dem Schlachtfelde der Arbeit zu Schaden gekommen seien, und um die sich von den Vertretern der herrschenden Klasse Niemand kümmere. Da die Arbeiter für ihr Beileid und auch für ihre Entrüstung „näher daheim" so dringende Verwendung hätten, sollten sie damit sparsam umgehen.

* * *

Im Hauptquartier der Federation of Labor, Nr. 187 Washington Straße, sind heute Delegaten des Internationalen Verbandes der Fuhrleute zur vierten Jahreskonvention desselben zusammengetreten. Ein Vertreter des Bürgermeisters hieß sie im Namen der Stadt willkommen, und weitere Begrüßungs-Ansprachen wurden gehalten von James H. Bowman, dem Präsidenten der Federation of Labor, von James H. Payne und von Thomas E. Lenard, dem Organisator des Verbandes, welcher zugleich Vorsitzer des lokalen Arrangements-Ausschusses für die Konvention ist. Die Fuhrleute-Union hat zur Zeit 306 Lokalverbände in den Ver. Staaten. Ihre gegenwärtigen Beamten sind: Präsident—Jasper Clark, Toledo, O.; Vize-Präsidenten—P. J. O'Toole, Boston; N. W. Evans, Bloomington; C. L. Robinson, Syracuse; W. S. Duckworth, Desmoines, Ja.; E. E. Tanner, Fort Wayne; Sekretär und Schatzmeister—Geo. Jennis, Detroit; Organisatoren — W. L. Knauff, Steubenville, O.; Thomas E. Lenard, Chicago; W. A. Cootes, Detroit; E. F. Drake, Brockton, Mass.; W. H. Sliter, Troy, N. Y.

Am nächsten Donnerstag wird den Delegaten zu Ehren eine Dampferfahrt auf dem Drainage-Kanal veranstaltet werden und in Verbindung damit ein Bankett in der Halle des Gewerkschafts-Rathes von Joliet.

* * *

In Toledo, O., ist heute die Konvention der Internationalen Brüderschaft stationärer Maschinisten zusammengetreten, welche 108 Lokalverbände im Lande hat. Der gegenwärtige Verbands-Präsident, Joseph W. Morton, ist ein Chicagoer. Die Chicagoer Lokal-Union wird auf der Konvention von Edward Keough und George Sanderson vertreten. Die Konvention wird unter Anderem darüber zu entscheiden haben, ob der Verband über die in Grubenbetrieben und in Brauereien beschäftigten Maschinisten Jurisdiktion beanspruchen oder dieselbe abtreten soll an die Gewerkverbände der Grubenarbeiter, bezw. der Brauer und Mälzer.

Die Konvention der Internationalen Brauer-Union ist heute in Philadelphia eröffnet worden. Die Delegaten der Chicagoer Union zu derselben sind: Adam Huebner, John Miller und J. F. C. Müller.

Die Internationale Maschinenbauer-Union steht im Begriff, ihre hiesige Geschäftsstelle von Nr. 155 Randolph Straße nach dem Metropolitan Block, Nordwest-Ecke La Salle und Randolph Straße zu verlegen.

Die Zigarrenfabrikanten A. Straus & Co., Nr. 232 Randolph Str., deren 35 Angestellte vor neun Wochen infolge von Lohndifferenzen an den Streik gingen, haben sich nunmehr dazu verstanden, die Forderungen der Union zu bewilligen.

Goldene Hochzeit.

Das seltene Fest der goldenen Hochzeit konnten gestern Herr Samuel Beyer und dessen Gattin Juliana, geborene Zaft, in ihrem Heim, No. 2949 Farrell Str., im Kreise ihrer Kinder — eines Sohnes und drei Töchter — 17 Enkel und zahlreicher Freunde begehen. Das Jubelpaar steht im Alter von 75 bezw. 78 Jahren.

Feste und Vergnügungen.

Genußreiches Konzert.

Das von der Damensektion des Aurora-Turnvereins gestern in Schoenhofens großer Halle, Ecke Ashland und Milwaukee Ave., veranstaltete Konzert, verbunden mit einem flotten Tanzkränzchen, gestaltete sich — wie nicht anders zu erwarten war — zu einem schönen Erfolge. Der rührige Verein, der sich als Veranstalter genußreicher Festlichkeiten einen beneidenswerthen Ruf erworben hat, hatte aber auch keine Mühe gescheut, um mit der gestrigen Unterhaltung Ehre einlegen zu können. Das Arrangements-Komite hatte, von dem Grundsatze ausgehend: „Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen," ein Programm aufgestellt, welches durch seine Reichhaltigkeit und Gediegenheit selbst hochgespannte Erwartungen übertraf. Es hatte sich außer geschätzten Dilettanten die freundliche Mitwirkung der „Liedertafel Eintracht," der Gesangsektion des Frauen-Kranken-Unterstützungsvereins „Fortschritt," sowie der Gesangsektion des Turnvereins „Voran" gesichert, deren prächtige Vorträge wesentlich zum Gelingen des Festes beitrugen. Als ein Treffer ersten Ranges erwies sich auch die Aufführung der Gesangsposse „Sachsen in Preußen" von C. Pohl. Die Mitwirkenden, Herr A. Werner, Fr. A. Krone und Herr J. Skrzydlewski, wußten durch ihr wirklich gutes Spiel und ihren prächtigen Humor das überaus zahlreiche Publikum zu stürmischem Beifall hinzureißen. Doch auch jeder der übrigen Vortragenden verdient uneingeschränkte Anerkennung. Die Deklamation der Frau M. Suhr, „Die fünf Bräutigame", erwies sich als eine Glanznummer; Herr J. Skrzydlewski, der über einen gut geschulten Tenor verfügt, erfreute die Anwesenden durch den Vortrag eines Solo; als eine vortreffliche Vortragskünstlerin erwies sich auch Frau B. Reinecke, deren Deklamation, „Frau W. Hahn als Volkstribun," außerordentlich zündete; tosenden Beifall erzielte Herr Carl Herzog mit dem Vortrag des Bariton-Solo „Der Traum," und nicht minder beifällig wurde das Kornet-Solo „Die Post im Walde" des Herrn Ch. E. Klügel aufgenommen. Daß auch die Leistungen des unter der Leitung des Hrn. Oskar Sputh stehenden Orchesters ungetheilte Anerkennung fanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ein flottes Tanzkränzchen, welches seine Theilnehmer bis lange nach Mitternacht beisammen hielt, bildete den Schluß der in schönster Harmonie verlaufenen Festlichkeit, um deren Gelingen sich in erster Linie das aus den Damen Brockmann, Butzbach, Cohrs, Eberhardt, von Eitzen, Eisen, Handschu, Krauß, Krone, Menzer, Pirwitz und Sputh bestehende Arrangementskomite verdient gemacht hat.

Hessen-Darmstädter Unterstützungsverein.

Es kann gerade nicht behauptet werden, daß der Wettergott den Hessen-Darmstädter Unterstützungsverein, welcher gestern im „Worlds Fair Park", Ecke Stony Island Avenue und 67. Straße, sein diesjähriges Volks- und Sommernachtsfest abhielt, mit seiner besonderen Gunst beehrte. Erst spät am Nachmittage durchdrang die Sonne den Wolkenschleier, nachdem der von Nordosten wehende Wind eine Temperatur verbreitet hatte, welche es nöthig machte, durch körperliche Bewegungen den Blutumlauf zu beschleunigen. Trotz dieses Uebelstandes hatten sich nicht nur die Vereinsmitglieder, sondern auch sonstige Gäste zahlreich eingefunden, da es längst bekannt ist, daß die wackeren Hessen-Darmstädter im Arrangiren von Festen und Volksbelustigungen ihres Gleichen suchen und es verstehen, den Besuchern Zerstreuungen aller Art zu bieten. An Letzteren fehlte es auch gestern nicht. Allerlei athletische Spiele erregten das Interesse von Alt und Jung, Preiskegeln und Tanzen wechselten ab mit Gesangsvorträgen, und als am Abend der Park im elektrischen Lichterglanze erstrahlte, glaubten sich manche Besucher in ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" versetzt. Für das Kegeln waren hübsche Preise ausgesetzt, die erst spät am Abend zur Vertheilung kamen. Die drei zu dem Fest eingeladenen Gesangverein „Harmonie-Männerchor", „Südseite Liedertafel" und „Polyhymnia" ernteten durch Liedervorträge häufigen und wohlverdienten Beifall. Das Komite, welches das Fest arrangirte und mit Glanz durchführte, bestand aus den Herren Georg Becker, Anton Koehler und Balthasar Gründling.

Der Hessen-Darmstädter Unterstützungsverein besteht seit dem Jahre 1894 und hat jetzt 75 gutstehende Mitglieder. Seine Finanzen befinden sich in einem blühenden Zustande und die Mitglieder sind überzeugt, daß sie bis 1904, in welchem Jahre sie ihr zehnjähriges Stiftungsfest feiern, noch bedeutend anwachsen werden.

Rheinischer Verein.

Die Mitglieder des Rheinischen Vereines halten nicht viel von den Sommervergnügungen. Ihre Hauptfeste fallen in die Karnevalszeit. Alsdann feiern Humor und Witz der Rheinländer ihre größten Triumphe. Das jährliche Sommerfest dient nur dazu, die Familien der Mitglieder wieder einmal zu vereinen. Zu einem frohen Familienfeste gestaltete sich denn auch das gestern in Clodys Grove, N. Clark Straße, nahe Irving Park Ave., abgehaltene Piknik. Preiskegeln, Preis-Wettlaufen für Erwachsene und Kinder und andere Bewegungsspiele für Alt und Jung wurden veranstaltet, im großen Pavillon wurde flott getanzt, an den Bier- und Weinschankstätten herrschte reges Leben, vergnügt ging's zu unter den zahlreichen Festgästen bis spät in die Nacht hinein. Die Beamten des Vereins — Hubert Esser, Präsident, Peter Seyl, Sekretär, John Weis, Schatzmeister — wie auch die Herren Wilhelm Heller und Theodor Zons vom Arrangements-Komite, gingen den Anderen in der Verbreitung froher Laune mit gutem Beispiel voran, und so kam es, daß sich alle auf's Beste amüsirten. Der Verein zählt nahezu 100 Mitglieder. Er ist ein gegenseitiger Unterstützungsverein, doch verfolgt er auch den Zweck, die guten Sitten und Gebräuche der Bewohner des Rheinlandes hier aufrecht zu erhalten. Für das elfte Stiftungsfest des Rheinischen Vereins, das am 3. November in Folz' Halle, Larrabee Straße und North Avenue, gefeiert werden soll, werden jetzt schon umfassende Vorbereitungen getroffen.

Das Unglückskapitel.

Drei Personen auf den Bahngeleisen getödtet.

Auf den Geleisen der Chicago & Milwaukee Electric Railway büßten gestern Abend zwei Menschen ihr Leben ein. Ein gewisser John Cummings aus Lakeside wollte kurz nach 9 Uhr in Wilmette das Geleise überschreiten, als er überfahren und auf der Stelle getödtet wurde. Man brachte die Leiche nach der Wohnung des Verunglückten.

Das zweite Opfer auf demselben Geleise war ein Mann, der muthmaßlich J. Jape hieß und in Waukegan wohnhaft war. Derselbe wurde in der Nähe von Calverts Treibhaus in Lake Forest überfahren. Der Motormann, welcher keinen Menschen auf dem Geleise gesehen hatte, verspürte eine Erschütterung, und als er anhielt und abstieg, fand er die Leiche eines etwa 40 Jahre alten Mannes auf den Schienen liegend vor. Der Kopf des Verunglückten war zermalmt, und das Leben bereits entflohen. Papiere, welche in den Taschen der Leiche gefunden wurden, weisen darauf hin, daß der Verstorbene J. Jape hieß, und in Waukegan ansässig war. Die Leiche wurde nach Highwood geschafft. Der Motormann ist nicht im Stande, sich den Unglücksfall, wenn ein solcher vorliegt, zu erklären. Die Car war mit einem weithin strahlenden Sicherheitslicht versehen, welches ihre Annäherung aus weiter Ferne bemerkbar machen mußte.

Auf der Kreuzung von Ogden Ave. und 16. Str. wurde der 16 Jahre alte Anton Brak durch eine elektrische Car niedergerannt und auf der Stelle getödtet. Er wollte von dem Motorwagen auf den angehängten Waggon hinüber steigen, stürzte zwischen beiden auf's Geleise herab und gerieth unter die Räder. Die Leiche wurde nach dem Hause Nr. 431 North Western Ave., wo die Eltern des Verstorbenen wohnen, übergeführt.

Albert Mouns gestorben.

Die Kunde von dem Ableben des Herrn Albert Mouns wird vornehmlich unter den deutschen Sängern Chicagos Trauer und lebhaftes Bedauern wachrufen. Der Teutonia-Männerchor verliert in ihm eines seiner ältesten Mitglieder. Hat Herr Mouns in früheren Jahren doch als Dirigent dieses Vereins zu dessen Entwickelung zu einem der leistungstüchtigsten deutschen Männerchöre viel beigetragen. Der nunmehr Verstorbene besaß eine große musikalische Begabung. Durch seine Berufsthätigkeit — er war von 1854 bis 1882 hier in Musikalienhandlungen, vornehmlich bei der Firma Bauer & Co., als Verkäufer thätig — hatte er sein musikalisches Wissen noch bedeutend erweitert. Ermuntert durch den großen Bekanntenkreis, den er sich im Laufe von beinahe drei Jahrzehnten hier gewonnen hatte, trat er im Jahre 1882 in das Wirthsgeschäft ein. Er übernahm das als „Staatszeitungs-Exchange" bekannte Lokal, das bald darauf ein Sammelplatz der Deutschen im Allgemeinen und ganz besonders der deutschen Sangesbrüder wurde. Bis nach dem Weltausstellungsjahre 1893 hatte er dasselbe inne. Dann verkaufte er es unter vortheilhaften Bedingungen an Herrn Schulien und zog sich ins Privatleben zurück. — Gestern wurde der wegen seines biederen, rechtschaffenen Charakters allgemein beliebte Chicagoer Pionier durch den Tod aus diesem Leben abgerufen. Er hat ein Alter von 73 Jahren erreicht. Im Jahre 1852 war er aus der alten Heimath nach Amerika gekommen und hatte sich zunächst in Albany, N. Y., niedergelassen. Dort hatte er seine treue Gattin kennen gelernt. 1854 war das junge glückliche Paar nach Chicago übergesiedelt. — Die Beerdigung findet morgen Nachmittag um 1 Uhr vom Trauerhause, Nr. 949 Nord Whipple Straße, aus nach dem Rosehill-Friedhofe statt. Der Teutonia-Männerchor, dem der Verblichene bis zu seinem Lebensende als Mitglied angehörte, wird sich an dem Begräbniß in corpore betheiligen.

Kurz und Neu.

* Der gemischte Chor des „Unabhängigen Ordens der Ehre" hat in seiner letzten Versammlung beschlossen, um gesangliebenden Damen und Herren Gelegenheit zu geben, sich einem guten Chor anzuschließen, vorläufig Mitglieder noch unentgeltlich aufzunehmen und den monatlichen Beitrag auf nur 25 Cents festzusetzen. Die Gesangsstunden finden jeden Montag Abend in Horsch's Halle, Nr. 254 Ost North Avenue, statt. Der Verein wird diesen Herbst sein Stiftungsfest feiern. Das Komite, aus den Damen Helene Bobene, Helene Kropke, B. Schneider, Josephine Doerr, Alma Schweitzer, Marie Klauß, den Herren Chris. Brocey und John Fink, sowie aus der Sekretärin Frau Antoinette Apel, Nr. 877 N. Halsted Str., bestehend, ist schon jetzt fleißig an der Arbeit, um dem Feste zu einem Erfolge zu verhelfen.

Die englische Bühne.

Illinois-Theater. — Wenn ein historischer Roman, wie General Lewis Wallaces „Ben-Hur", in neun Sprachen, auch in die deutsche, übersetzt worden ist und es im Laufe zweier Jahrzehnte zu einem Absatz von mehr als einer Million Exemplaren gebracht hat, dann müßte es in diesem Lande schon nicht mehr mit rechten Dingen zugehen, wenn sich nicht wenigstens ein professioneller Dramatiker seiner bemächtigte und ihn zu einer mehr oder minder zugkräftigen Bühnenversion ausnützte. Das Schauspiel „Ben-Hur" hat jedoch lange auf sich warten lassen. Der Verfasser des Romans, zur Zeit als Rechtsanwalt in Crawfordsville, einer kleinen Stadt im Staate Indiana, thätig, hat lange die Erlaubniß zur Bearbeitung seiner historischen Erzählung für die Bühne verweigert. Endlich hat er dem Drängen des New Yorker Bühnen-Syndikates aber doch nachgegeben. Der Dramatiseur, William Young, besorgte alsdann die Bühnen-Bearbeitung; ein bisher noch unbekannter Komponist schrieb melodramatische Musik zu den besonders ergreifenden Szenen; der erfahrene Regisseur Ben Teal setzte das Stück mit Entfaltung eines äußerst glänzenden Apparates in Szene, und so ist eine überaus zugkräftige Attraktion entstanden, welche sich für die Unternehmer großartig bezahlt macht. Die amerikanische Bühnenkunst wird dadurch aber nicht um den kleinsten Schritt voran gebracht. Das Werk ist rings um die berühmte Wagenrenn-Szene Ben-Hurs aufgebaut. Halb Melodrama, halb Ausstattungsstück, kann es nicht auf literarischen Werth Anspruch erheben. — General Lewis Wallace hat die erste Anregung zu diesem Roman erhalten, als er, nachdem er von 1878—1881 Gouverneur von Utah gewesen, in den Jahren 1881 bis 1885 als Gesandter der Vereinigten Staaten in Konstantinopel weilte und von dort wiederholt Reisen nach Palästina unternahm. Er beabsichtigte ursprünglich, einen biblischen Roman, mit dem Heiland als Hauptfigur, zu schreiben, wandte später aber sein Hauptinteresse der stark sagenhaften Heldengestalt Ben-Hurs zu. Sein historischer Roman, der zuerst im Jahre 1886 erschien, trägt die Bezeichnung „Ben-Hur, a Tale of Christ". In der deutschen Uebersetzung vom Schriftsteller Hammer ist der Roman zu Stuttgart bereits in 13. Auflage erschienen. Ein empfindungsvoller und bühnenkundiger Dramatiker würde aus diesem Roman ein ergreifendes Drama geschaffen haben; der amerikanische professionelle Dramatiseur hingegen machte daraus ein Ausstattungs-Stück, in welchem, wie in der Szene, die im Hain der Daphne spielt, selbst Ballett-Damen in halbreligiösen Tänzen dazu beitragen müssen, die Schaulust des Publikums zu befriedigen. Im Vorspiel werden die drei Weisen aus dem Morgenlande gezeigt, die zur Begrüßung des Jesus-Kindleins herbeigeeilt sind; das Nachspiel behandelt die Heilung der Aussätzigen durch Christus, ohne daß derselbe persönlich auf die Bühne gebracht wird. Die Gegenwart des Heilandes wird in den betreffenden Szenen nur durch melodramatische Musik und durch einen am leinwandenen Bühnenhimmel erscheinenden Stern angedeutet. — Die erste hiesige Aufführung — am letzten Montag — ließ in der Darstellung recht bedenkliche Mängel erkennen. Nur William Farnum, der hünenhafte Impersonator des Ben-Hur, Frl. Helene Prindiville als die Mutter, und Frl. Mary Shaw als die Schwester von Ben-Hur waren von dem Personal übrig geblieben, welches das Bühnenwerk während des letzten Winters in größeren östlichen Städten gegeben hat. Die Inhaber der anderen Rollen waren neu in denselben und mit ihren schauspielerischen Aufgaben noch zu wenig vertraut, um sie befriedigend lösen zu können. Die überraschend realistisch gestaltete Wagenrenn-Szene versetzte die Besucher in stürmische Begeisterung. Obwohl sie nicht auf die Schaubühne, sondern in den Zirkus gehört, so ist sie doch sehenswerth. Das Bühnenwerk wird bis zum 28. September, wenn nicht länger, auf dem Spielplan des Illinois-Theaters verbleiben.

In Powers' Theater soll das Sensations-Schauspiel „Under two Flags" nur noch in dieser und der nächstfolgenden Woche zur Aufführung gelangen. Dasselbe ist auf dem gleichnamigen Romane Ouidas aufgebaut worden, der im Jahre 1858, als er eine Neuheit war, besonders in der französischen Lesewelt einiges Aufsehen erregte. Paul M. Potter und David Belasco sind für die Dramatisirung verantwortlich. Auch sie haben dabei eine nur auf die Schaulust des Publikums berechnete Ausstattungsszene zum Mittelpunkt der Hauptvorgänge in der Handlung des Bühnenwerkes gemacht. Genau wie in der großen Samum-Szene der Goldmark'schen Oper „Königin von Saba", wird da eine Oase in der Wüste auf die Bühne gezaubert, die alsdann durch vom Sturme aufgewirbelte Sandwolken in eine Einöde verwandelt wird, während der Sturm den auf der Oase Weilenden Tod und Verderben bringt. Die Vivandiere „Cigarette" läßt es in der Bühnenversion des Ouida'schen Romanes aber nicht zu einem derartig entsetzlichen Sterben kommen; sie schwingt sich auf ihr schnelles Roß, jagt davon, und entkommt auf diese Weise auch den Beduinen, die sie schon gefangen hatten und sie daran verhindern wollten, den vom französischen Gouverneur erlangten Befehl zur Begnadigung ihres Geliebten noch rechtzeitig in das französische Militärlager zu Algier zu bringen, ehe die Hinrichtung vor sich gehen kann. Im Roman wird Cigarette von den Beduinen erschossen, und zwar wird ihr eine silberne Kugel in's Herz gejagt, weil die Abergläubigen sie für eine Hexe hielten, deren Bezauberungsversuche man nur durch Erschießen mittels einer silbernen Kugel vereiteln könne. Im Schauspiel hingegen muß ein Sandsturm in der Wüste, genau wie in Goldmarks Oper, dazu herhalten, die Handlung noch um einen Akt zu verlängern und die Schicksale der Hauptpersonen weiter zu spinnen. Cigarette bleibt der Tod zwar auch im Schauspiel nicht erspart, doch erfolgt er erst nach ihrer Wiedervereinigung mit dem Geliebten gelegentlich eines Pistolenduells, das dieser mit seinem Todfeinde Chateauroy auszufechten im Begriff ist und wobei Cigarette die auf ihren Geliebten Bertie Cecil abgefeuerte Kugel mit ihrem Körper auffängt. Mit der Charakterisirung der abenteuerlichen, opferfreudigen Cigarette bietet Frau Blanche Bates eine interessante, rühmenswerthe schauspielerische Leistung dar. Auch die anderen Mitwirkenden sind mit ihren schauspielerischen Aufgaben vollständig vertraut und thun ihr Bestes, um abgerundete Vorstellungen zu ermöglichen.

Im Grand Opera House kommt Otis Skinners Gastspiel schon am nächsten Samstag zu Ende. Dieser begabte und fleißige Charakterdarsteller verdient besondere Anerkennung dafür, daß er auch in diesem Jahre seine Spielzeit in Chicago eröffnet und das Bühnenwerk, mit dessen Darbietung er Ruhm und Reichthum zu erringen hofft, hier erstmalig herausbringt. Das Drama „Francesca da Rimini", nach Dantes Meisterwerk von George H. Baker für die amerikanische Bühne bearbeitet, ist seit dem Monat November 1882 hier nicht mehr gegeben worden und wirkt deßhalb wohl auf die Mehrzahl der derzeitigen Theaterbesucher wie eine Bühnenneuheit. Damals spielte der inzwischen gestorbene Tragöde Lawrence Barrett den unglücklichen buckligen Helden Lanciotto, Skinner den schmachtlappigen Liebhaber Paolo und Marie Wainwright die liebestolle Schwärmerin Francesca. Jetzt hat Otis Skinner die Rolle des betrogenen Gatten der Francesca inne; diese schöne Tochter des Grafen von Ravenna wird durch Marcia Van Dresser überzeugend verkörpert und Francescas Liebhaber hat in Aubrey Boucicault einen glaubwürdigen Vertreter gefunden. — Der irische Charakterkomiker William Collier wird vom 15. September an im „Grand Opera House" mit seinem neuen dramatischen Lebensbild „On the Quiet" vor die hiesigen Theaterfreunde treten.

McVickers Theater. Das amerikanische Volksstück „Way Down East" erinnert hinsichtlich der realistischen Ausstattung seiner Ensembleszenen an die hiesigen Gastspiele der Schlierseer und auch der Tegernseer Bauernschauspieler; doch fehlt der gemüthswarme Hauch, der die oberbayerischen Volksstücke durchweht, welche die Letzteren hier zur Aufführung brachten. Trotzdem hat sich das Bühnenwerk „Way Down East" hier als außerordentlich zugkräftig erwiesen. Heute, Montag, Abend werden anläßlich der 150. Chicagoer Aufführung Souvenir-Programme an die Besucher vertheilt werden. Als nächste Attraktion steht die neue Posse „Foxy Grandpa" mit Joseph Hart und Carrie de Mar in den Hauptrollen auf dem Repertoire von McVickers Theater; alsdann soll „The Price of Peace", ein Melodrama, gegeben werden, das auf der Bühne des alten berühmten Drury Lane-Theaters in London nahezu ein Jahr hindurch mit gleichbleibendem, großem Erfolge gegeben werden konnte.

Studebaker-Theater. Nur noch vier Wochen hindurch wird die Operette „King Dodo" auf dem Spielplan dieses Theaters verbleiben, obschon die Anziehungskraft dieses am 27. Mai zum allerersten Male hier gegebenen und seitdem allabendlich und Samstags auch Nachmittags aufgeführten Bühnenwerkes noch immer eine große ist. Frl. Gertrud Quinlan, welche sich während ihrer Ferienzeit wieder vollständig von ihrer stimmlichen Indisposition erholt hat, wird von heute Abend an ihre Partie „Annette" wieder inne haben. Frl. Greta Risley erweist sich als „Königin Lili" dem Frl. Maude Odell, ihrer Vorgängerin in dieser Rolle, gesanglich und darstellerisch weit überlegen. Der neue Kapellmeister Frank Darling versteht es meisterlich, Solisten, Chor und Orchester selbst bei schwierigen Ensemblesätzen zusammen zu halten, und auch Frl. Simpson, welche am letzten Mittwoch ihre anstrengende Rolle des jugendlichen Glücksritters Paolo an Ethel Grow, die bis vor Kurzem noch eine Chicagoer Kirchensängerin war, abtreten mußte, ist von ihrer Erkrankung wieder hergestellt und wird heute wieder auftreten. Die Operette „King Dodo" tritt heute in die 15. Woche ihrer Chicagoer Aufführungen ein.

Im Dearborn-Theater spielt Emmet Corrigan jetzt die Rolle des „Burdock Root" in den Darbietungen der Operette „The Explorers", nachdem der bisherige Inhaber Joseph Herbert nach New York abgereist ist, wo er der Gesellschaft als Charakterkomiker angehören wird, die Anna Held unterstützen soll, wenn sie sich dem amerikanischen Publikum in einer neuen musikalischen Posse als „Little Duchess" vorstellen wird. Emmet Corrigan hat bis vor Kurzem den „Ben Hur" als Heldendarsteller in einer Gesellschaft gespielt, die in kleineren Städten der Neu England-Staaten die Young'sche Dramatisirung von General Wallace „Ben-Hur" herausbrachte. Von dieser Heldengestalt bis zum schwachköpfigen „Bonelogie-Professor" Burdock Root ist zwar ein weiter Sprung, aber Herr Corrigan hat ihn gewagt, und er ist ihm gelungen.

Im Great Northern-Theater wird in dieser Woche erstmalig in diesem Theater, die Operette „The Belle of New York", Text von Hugh Morton, Musik von Gustav Kerker, aufgeführt, welche im New Yorker Casino-Theater lange mit gleichbleibendem großem Erfolg gegeben und alsdann im Shaftesbury-Theater Londons, der britischen Hauptstadt, nicht minder volksthümlich wie in New York wurde. Beulah Dodge wird auch in den hiesigen Aufführungen den weiblichen Heilsarmee-Leutnant singen und spielen, und der Komiker E. J. Connelly dürfte, wie in New York und London, durch seine belustigende Gestaltung des „Senior Bronson" mächtig anregend auf die Lachmuskeln der Besucher des „Great Northern" wirken. Ein gutgeschulter Chor wird den Theatergästen durch seine Leistungen Bewunderung abringen. Auch die Inhaber der einzelnen Rollen — Joseph Kane, James Darling, Arthur Deagon, Laura Witt, Max Sailer, Hattie Wells, Virginia Roß, Gertrude Rutledge — hoffen sich die Anerkennung der Chicagoer Theaterfreunde im vollen Maße zu erwerben.

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers.—„Under Two Flags".
McVickers.—„Way Down East".
Studebaker.—„King Dodo".
Grand Opera House.—„Francesca di Rimini.
Great Northern.—„Belle of New York".
Dearborn.—„The Explorers".
Academy.—„From Scotland Yard".
Bijou.—„On the Stroke of Twelve".
Haymarket.—Lillian Burkhart und Baudeville.
Sunnyside Park.—Baudeville und Konzert.
Kienzl.—Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Bismarck-Garten. — Allabendlich Konzerte; Metropolitan-Orchester.
Edelweiß-Garten. — Jeden Abend Konzert; Thomas-Musiker.
Field Columbian Museum. — Samstag u. Sonntags ist der Eintritt kostenfrei.
Chicago Art Institute.— Freie Besuchstage: Mittwoch, Samstag und Sonntag.

Ein allslawisches Lied.

Es ist nicht ganz ohne Interesse, was ein russischer Berichterstatter der „Nowoje Wremja" über Das, was er in Posen gesehen und gehört haben will, mittheilt. Er hat in Posen einen polnischen „Bauernkönig" entdeckt, der ihm sein Herz geöffnet hat.

„Ich habe schon lange meinen Frieden gemacht (es war von den Aufständischen der Polen gegen die Russen die Rede gewesen), d. h. ich spreche und fühle ruhiger. Aber warum richtet sich mehr und mehr mein Interesse auf Rußland? Vielleicht weil ich die Deutschen nicht liebe und in Rußland immerhin etwas Verwandtes sehe; so kommt das Interesse für Rußland von selbst. Schließlich ist das ganz natürlich: ist Rußland doch der einzige slawische Staat, der die Mongolen und die Schweden und verschiedene europäische Koalitionen ertragen konnte und doch heil und ganz geblieben ist, sich vor dem Zusammenbruch gerettet und seine Macht fast über die Hälfte der Erdkugel ausgedehnt hat! . . . Wäre nicht Rußland, wie es heute ist, so würde ich nicht Allslawe sein und nicht an Rußland glauben. Da aber Rußland besteht, so mag man auch an die Zukunft des Allslawenthums glauben. Mir scheint es jedoch, daß im Laufe der Zeit die ganze europäische Kultur nach Rußland hinüberzieht, nach Osteuropa und Asien . . . Rußland ist heute noch jung. Vor dem Druck der Deutschen kann es sich dadurch retten, daß es alle kleinen slawischen Völker unter seinen Schutz nimmt, die Bulgaren, Serben, Polen und Tschechen, und daß diese in ihrer Art eine slawische Konföderation unter russischer Schutzherrschaft bilden, oder sogar die Rechte von Gliedern des russischen Reiches erhalten. Die Konföderation schützt sie vor einem Aufgehen in das Deutschthum, und Rußland wird ruhig seine Arbeit in Asien thun können, in Europa gestützt auf die Konföderation, die sicher als mächtige Schranke dienen kann, an welcher der Andrang des Deutschthums zerschellt! An der Möglichkeit der Konföderation hege ich keinen Zweifel. Die Slawen haben wohl immer mit einander gehadert, in Zukunft wird es anders sein, sie ziehen sich schon einander an, die Erfahrungen der Geschichte und eine Reihe von Enttäuschungen haben sie die Wahrheit gelehrt. Die Deutschen sind auf demselben Wege dazu gekommen, ihre Jahrhunderte alte Feindschaft zu vergessen und aus einer Reihe kleiner Staaten das vereinigte Reich zu bilden. So wird es auch mit den Slawen geschehen. Ich werde", sagte der Bauernkönig, „das natürlich nicht erleben, aber Sie werden es wohl verwirklicht sehen. Was wird dann aus den Deutschen? Es bleibt ihnen kaum etwas Anderes, als nach Afrika zu gehen, auf die Sandwichinseln, nur nicht nach Rußland!" Darauf trank der Bauernkönig etwas Thee, rauchte eine Papiros an und wurde nachdenklich. Das war auch ganz angebracht. Aus seinem Tiefsinn schreckte ihn aber eine Gestalt auf, ein markiges Antlitz unter dem Stahlhelm, die rechte Hand auf einen wuchtigen Pallasch gestützt: Bismarck! Und er schrie auf: „Warum haben die Russen den Deutschen erlaubt, in Moskau ein Bismarckdenkmal zu errichten! Was ist denn Bismarck anders als ein Feind des Slawenthums! Es ist beleidigend, daß die Deutschen niemals erlauben würden, einem russischen Helden in Berlin ein Denkmal zu setzen, obwohl sie Rußland viel mehr zu Dank verpflichtet sind, als umgekehrt: Rußland hat sie vor Vernichtung durch Napoleon geschützt; Rußland hat sie nicht gehindert, Frankreich im Jahre 1870 zu zertrümmern; Rußland hat für den Deutschen Franz Josef den ungarischen Aufstand zertreten, — aber sie haben niemals etwas für Rußland gethan!" Der „Bauernkönig" zeigte dann dem Russen die Visitenkarten seiner polnischen Bauern und rief aus: „Keinem Lande wünsche ich solche Bauern, nur Rußland! Dann wird es unbesiegbar sein!"

Zu diesem Bericht bemerkt die „Köln. Zeitung": „Die Hitze scheint, als dieser „Bauernkönig" seine Weisheit von sich gab, auch in Posen groß gewesen zu sein, und überdies ist es ein altes, das allslawische Lied, das hier gesungen wird."

Monarchen mit „Entbehrungslöhnen".

Man stellt oft die Zivillisten der Herrscher zusammen, auf denen viele Millionen stehen; aber es gibt auch, wie eine englische Zeitschrift schreibt, mehrere Monarchen, deren Gehälter der Durchschnittskommis in der Großstadt verachten würde. Der König von Portugal ist wahrscheinlich der ärmste Herrscher in Europa. Er soll jährlich $1,640,000 erhalten, aber es wird behauptet, es sei einige Zeit her, daß er überhaupt etwas erhielt, weil im Schatzamt Geld ungewöhnlich „knapp" sei. Der Sultan ist ein reicher Mann, aber nicht in Folge seiner Stellung. Hätte er seine ungeheuren Privatmittel nicht, so könnte er schwerlich die Türkei regieren; denn es sind jetzt einige Jahre verflossen, seitdem er auch nur einen Theil seines Gehalts bezog, obgleich die Türken sich rühmen, daß er jährlich mit $15,600,000 bezahlt wird; es ist in der That so, aber nur auf dem Papier, in Wirklichkeit liefert Abdul Hamid seine Dienste umsonst. $11 wöchentlich beträgt das Gehalt des Königs von Samoa. Die Berliner Generalakte vom Jahre 1889 machte diesen einst mächtigsten Herrscher arm und setzte ihm die erwähnte Summe aus. Am demüthigsten ist jedoch, daß sein Oberrichter $6000 und sein Staatsraths-Präsident $5000 jährlich erhält, während sein unbedeutendster Unterthan ein Einkommen hat, das nicht viel niedriger als das seinige ist. Bis vor ganz kurzer Zeit erhielt der König von Dahomey von der französischen Regierung $5 wöchentlich, um in der Verbannung in Martinique zu leben. Schließlich bat er um eine Erhöhung seines Gehalts, um ein größeres Gefolge halten zu können, und da wurden ihm weitere 5 Francs gewährt.

Ihre eigenen Schneiderinnen.

Die verstorbene Kaiserin Friedrich nähte die Kleider ihrer prinzlichen Kinder mit eigener Hand, fertigte sogar die Stickereien dazu. In England gehört zur Hauptbeschäftigung der Frauen die Anfertigung der eigenen Toilette. Königin Alexandra und ihre Töchter tragen häufig Kleider, die sie selbst genäht haben. Junge Mädchen aus reichem Hause bringen ihre Zeit nicht mit wissenschaftlichem Lernen zu. Nur diejenigen, die Talent haben oder einen Beruf ergreifen, widmen sich dem Studium und den Künsten. Die anderen Frauen forschen weniger auf geistigen Gebieten. Bei ihrer praktischen Anlage handhaben sie die Nähnadel. Mit Ausführung kunstvoller Handarbeiten quält sich nur der geringste Theil. Aber jedes siebzehnjährige Mädchen versteht es, sich eine Blouse zu arbeiten, und die Meisten üben die Schneiderei nach allen Regeln der Kunst. Die Engländerinnen scheinen ein ausgesprochenes Talent für die praktische Schneiderei zu haben. Nirgends in Deutschland wird so viel von der Mode und von Kleidern und Hüten geredet, als in London. Die Engländerin putzt sich gern. Da nun die Schneiderinnen von Beruf ziemlich hohe Preise als Arbeitslohn fordern, helfen sich die Damen selbst. In den Ausverkäufen kann man die elegantesten Frauen sehen, die bemüht sind, sich Haufen billiger Kleiderstoffe, Spitzen und Bänder zu kaufen, die dann unter ihren eigenen Händen die Gestalt der reizvollsten und duftigsten Kostüme annehmen. In sehr vielen Häusern hat man für die weiblichen Mitglieder eine große Schneiderstube eingerichtet. Man glaubt in ein Atelier zu treten. Da stehen Nähmaschinen, sogar kann man eine Zuschneidemaschine sehen, die Mitte nimmt ein großer Tisch ein, und auf ihm thürmen sich Stoffe. Ja, bequem machen es sich die Londoner Frauen in allen Lagen. Haben sie keine Gelegenheit, an den angefangenen Toiletten weiter zu arbeiten, bleiben diese einfach in dem Arbeitszimmer liegen, ohne daß sie weggeräumt werden müssen. So kann denn auch jede freie Minute zur Aufnahme der beliebten Arbeit benutzt werden. Nur die Gesellschaftskleider bestellen die sparsam erzogenen Töchter wohl situirter Väter. Aber die Ansprüche der jungen Damen an Toilettenvorrath sind auch keineswegs gering.

— Gelungener Vorschlag. — Eine Anzahl Studenten sitzen, nachdem sie Abends einen feuchtfröhlichen Kommers abgehalten, beim Frühschoppen; in der Katerstimmung beschließt man einen Ausflug auf die hohe See. — „Wie wär's, meine Herren", sagt ein Musensohn, „wenn wir gleich einen Heringsdampfer engagirten?"

Lokalbericht.

Erfolgreiche Jagd.

Unter Benutzung eines Ablieferungswagens, Eigenthum von John Gelispi, Ecke Halsted und 66. Str., verfolgten die Geheimpolizisten King und McKenna von der Revierwache in Englewood gestern zwei Männer, welche eine Quantität Kupferdraht gestohlen haben sollen, und machten sie schließlich dingfest. Die Gefangenen sind Drahtspanner in Diensten der Commonwealth Electric Company, und es heißt, daß sie die gestohlenen Drähte an den Althändler S. Golden, Ecke Halsted und 65. Straße, verkauften. Die genannten Geheimpolizisten wollen gesehen haben, wie die beiden Drahtspanner das gestohlene Gut ablieferten und auf ihrem Wagen davonjagten, worauf die Beamten die Verfolgung aufnahmen.

Marktbericht.

Chicago, den 9. September 1901.

(Die Preise gelten nur für den Großhandel.)

Getreide. — (Baarpreise.) — Sommerweizen: Nr. 2, 67½—71c; Nr. 3, 66—67c. — Winterweizen: Nr. 2 (roth), 69¾—70½c; Nr. 3, 68¾—69½c; Nr. 2 (hart), 69—69½c; Nr. 3, 68½—68¾c. — Mais, Nr. 2 (gelb), 55¼—56¼c; Nr. 3, 54½—54⅝c. — Hafer, Nr. 2 (weiß), 35—36c; Nr. 3, 33½—34½c.

Schlachtvieh. — Beste Stiere, $6.20—$6.50 per 100 Pfd.; beste Kühe $3.20—$5.00; Mastschweine $5.90—$6.75; Schafe $3.25—$4.20.

Geflügel, Eier, Kalbfleisch und Fische. — Lebende Truthühner, 6—7½c per Pfd.; Hühner 8¼c; Enten 7½—8c; Gänse, $4.00—$6.00 per Dtzd.; Truthühner, für die Küche hergerichtet, 8—11c per Pfd.; Hühner 9—12½c; Enten 8—10c; Gänse 6—7c per Pfd.; Tauben, zahme, 85c—$1.75 per Dtzd. — Eier, per Dtzd. 14½—15c. — Kalbfleisch, 5—8¼c per Pfd., je nach der Qualität. — Ausgeweidete Lämmer, $1.10—$3.20 das Stück, je nach dem Gewicht. — Fische: Weißfische, Nr. 1, per ½ Faß, $7.50; Zander, 5¼c per Pfd.; Grashechte, 4—5c per Pfd.; Froschschenkel 20—60c per Dtzd.

Kartoffeln, 90c—$1.10 per Buschel; Süßkartoffeln, $3.00—$5.00 per Faß.

Frische Früchte. — Aepfel, 75c—$3.00 per Faß; Birnen, $1.50—$3.00 per Faß; Pfirsiche, 20—35c per ⅛ Buschel; Orangen, $3.50—$4.00 per Kiste; Bananen, 75c—$1.35 per Gehänge; Zitronen $1.00—$3.00 per Kiste; Wassermelonen, $50—$75 per Waggonladung.

Molkerei-Produkte. — Butter: Dairy 14½—15c; Creamery 15—19½c; beste Kunstbutter 12—12½c. — Käse: Frischer Rahmkäse, 10—10½c das Pfd.; andere Sorten 8—13c.

Gemüse.—Sellerie, 4 Bündchen, 30—40c; Kopfsalat 60—75c per Kübel; rothe Rüben, 30—45c per 1½-Buschel-Sack; Meerrettig, $2.25—$2.50 per Faß; Schwarzwurzel 30—35c per Dutzend; Gurken, hiesige, 15—20c p. Buschel; Radieschen 75—90c p. 100 Bündchen; Mohrrüben, hiesige, $1.00—$1.25 per 100; Erbsen frische, $2.00—2.25 per 1½ Buschel; Wachsbohnen 50—65c per 1½ Buschel; Bohnen $2.50—2.65 per Buschel; Blumenkohl, $1.50—1.60 per Dtzd.; Tomaten 30—60c per Buschel; Süßkorn, Illinois, 15—25c per Sack; Zwiebeln, 60—65c per Buschel; Spinat, 15—20c per Buschel; Kohl, hiesiger, $1.50—$1.60 p. Korb.

Des Lebens Bürde.

Julia J. Latham wirft sie nach einem Streit mit ihrem Liebhaber von sich.

Zwei andere Selbstmorde und Selbstmord-Versuche.

Noch mit dem festlichen Gewande bekleidet, welches sie am Abend zuvor in einer von ihr gegebenen Gesellschaft getragen hatte, fand man gestern früh die 26 Jahre alte Julia J. Latham in ihrer Wohnung, Nr. 200 Bowen Ave., als Leiche vor. Die junge Dame, welche durch Einathmung von Gas ihren Tod fand, stand in Diensten der American Preß Association, für welche sie die stenographischen Arbeiten besorgte. Sie war vor mehreren Jahren aus ihrer Heimath Kentucky nach Chicago gekommen.

Die Gesellschaft, welche am Samstag Abend in ihrer Wohnung stattfand, hatte Fräulein Latham zu Ehren ihrer Freundin Emma Jackson aus Green Bay, Wis., gegeben, welche hier zum Besuch bei ihrer Schwester Grace Jackson weilte, die in demselben Hause wohnt. Es waren vier Männer und ebenso viele Damen anwesend. Unter den Ersteren befand sich Harry Roy Weissert, Frl. Lathams Liebhaber. Die Gastgeberin war in der heitersten Laune, neckte sich mit Weissert und schlug ihm dabei das Glas aus der Hand. Dieser Vorfall bildete die Veranlassung zu dem Selbstmorde, da Weissert die Neckerei derartig übel nahm, daß er mit Frl. Latham nicht mehr sprechen wollte, trotzdem sie ihn mehrfach um Verzeihung bat. Nachdem Weissert sich mit den Andern entfernt hatte, wartete sie längere Zeit auf ihn, da sie hoffte, er werde zurückkehren und sich mit ihr aussöhnen. Ihre Hoffnung erwies sich als eine vergebliche, und da ihr der Gedanke eines bleibenden Zerwürfnisses unerträglich war, entschloß sie sich, zu sterben. Sie zog das Ende eines Gummischlauches über einen Gasbrenner in der Mitte des Zimmers, nahm, nachdem sie das Gas angedreht hatte, das andere Ende des Schlauches in den Mund, legte sich auf's Sopha und athmete die giftigen Dämpfe so lange ein, bis das Leben entflohen war.

Die Leiche wurde gestern Morgen um 6 Uhr von Grace Jackson gefunden. Dieselbe bemerkte unter ihrer Zimmerthür ein Stück Papier, welches zwei schriftliche Mittheilungen, eine für sich selbst und eine andere für Weissert bestimmt, enthielt. Sie hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als sie sofort, das Schlimmste befürchtend, nach der Wohnung ihrer Freundin eilte, die nicht verschlossene Thür öffnete und fand, daß sie bereits zu spät kam.

Beide Briefe waren ohne Unterschrift und jedenfalls in der höchsten Aufregung geschrieben. Das für Weissert bestimmte Schreiben lautet: „5 Uhr 20 Minuten. — Du bist nicht zurückgekommen, und solltest Du wiederkommen, so würde es zu spät sein. Lebe wohl, Alles ist vorbei! Wie Du, denke auch ich, daß das Leben eines Menschen das ist, was er daraus macht. Keine Erklärungen . . . Es würde zu spät sein. O, wie habe ich Dich geliebt. O, Roy, lebe wohl für immer, lebe wohl!"

Der Brief an ihre Freundin lautet: „5 Uhr 30 Minuten. — Er ist nicht zurückgekommen. Sage nichts darüber zu St——. Ich war eine treue Freundin und Du empfindest Sympathie für Roy. Es ist besser so. Benachrichtige Roy oder lieber Herrn Stikes in Houston, Tex. Derselbe wird die Begräbnißkosten bezahlen. Das ganze Leben ist ein Irrthum. Emma mag meine Uhr nehmen, und Roy meinen Ring. Du Grace — Florence wird sich grämen. Sage Harry, daß ich ihn geliebt habe, und achte darauf, daß die Zeitungen nichts veröffentlichen."

* * *

In seiner Wohnung, Nr. 5948 Peoria Str., beging der 75 Jahre alte Philipp Baer gestern durch Erschießen Selbstmord, nachdem er sich mit seinem Schwiegersohn, Chas. Keller aus Milwaukee, über die Abfassung seines Testaments gestritten hatte. Keller wollte angeblich wissen, was Baer mit den $200 gemacht habe, welche er aus einer Schublade genommen, und statt aller Antwort ging der Gefragte in ein Nebenzimmer und erschoß sich.

* * *

Ferdinand Radtke, Nr. 8507 Buffalo Avenue, nahm sich in seiner Wohnung durch Erhängen das Leben, nachdem er seit längerer Zeit krank gewesen war. Er erreichte ein Alter von 65 Jahren.

* * *

Da sie nicht im Stande war, ihre seit einiger Zeit verschwundene Tochter wiederzufinden, beschloß Frau Elizabeth Crawford, Nr. 2005 State Str., ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie ging gestern am Fuße der 26. Str. eine Strecke in den See hinein, da ihr aber das Wasser zu kalt war, gab sie ihre Absicht auf und kehrte auf's Trockene zurück.

* * *

Nachdem er sich mit seiner Frau gestritten hatte, erklärte George Butty, Nr. 34 Mozart Str., daß er sich erschießen wolle. Seine Frau lachte ihn aus. Er ging darauf in ein Nebenzimmer, steckte die Mündung eines Revolvers in seinen Mund und feuerte. Die Aerzte hoffen, daß er genesen wird.

Scheidungsklagen

wurden anhängig gemacht von:

Remund F. gegen Hannah A. Arms, wegen grausamer Behandlung; Emma gegen John P. Bright, wegen Verlassung und grausamer Behandlung; Katherine gegen John Stoba, wegen grausamer Behandlung; John Wm. gegen Minnie C. Barmen, wegen Verlassung.

— Ein Musikkenner. — Der kleine Hans sitzt vor dem Klavier und studirt in einem aufgeschlagenen Notenbuch; da fällt ihm folgendes Zeichen auf: ppp. Er fragt seinen Vater, was dies bedeute. — Der Vater (etwas verlegen): „Das . . . das — das bedeutet, daß an dieser Stelle drei Pauken einsetzen sollen, dummer Junge!"

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Namen der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte Meldung zuging:

Boening, William, 67 J., 481 Larrabee Str.
Rocak, Jakob, 26 J., 91 Cornelia Str.
Breternitz, Fred., 30 J., 211 25. Place.
Porlawski, Mike, 21 J., 8709 Exchange Ave.
Redellick, Hermann, 43 J., 4567 Wentworth Ave.
Schrosby, Janey, 7 J., 178 Ontario Str.
Schuler, Hermann, 39 J., 182 Howe Str.
Thulin, Christina, 79 J., 947 Seminary Ave.
Weinhouse, Jennie, 21 J., 4589 Sangamon Str.

Die Dorfschönheit.

Von B. M. Croker.

(Fortsetzung.)

„Ein Stelldichein! Seine erste Regung war, nein zu sagen — weshalb sollte er sich in diese leidige Geschichte mischen? Dann trat ihm Peggys Bild vor die Seele, ihre herzliche Freude bei seinem Anblick, und er fühlte, daß er sich nicht weigern dürfe, ihr zu Hilfe zu kommen. Rasch sagte er dem auf Antwort wartenden Boten: „Sagen Sie, meine Antwort sei: Ja."

„Und die Bezahlung?" quiekste der Troddel.

Kinloch warf ihm einen halben Schilling zu.

„Was der andere Herr Hauptmann ist," bemerkte er, die Münze umständlich in seinem Beutel bergend, „der gibt mir immer einen ganzen Schilling, und manchmal sogar noch ein Glas Bier."

Darauf watschelte er grinsend auf seinen Plattfüßen die staubige Landstraße entlang.

Als Kinloch Abends neun Uhr an das grüne Thor kam, stand Frau Travenor, ein Tuch um den Kopf geschlungen, schon in banger Erwartung an der Innenseite.

„Wie gut von Ihnen!" rief sie, ihm die abgezehrte Hand entgegenstreckend. „Ich hätte gewiß nicht gewagt, Sie in dieser Weise um eine Unterredung zu bitten, wenn ich Sie in mein Haus laden dürfte; sprechen muß ich Sie aber unbedingt."

„Und darf ich bitten, warum nicht in Ihrem Haus?"

„Weil Sie Hauptmann Gorings Freund sind, ihn uns vorgestellt haben, und weil sein Name in Gegenwart meines Mannes nicht mehr genannt werden darf."

„Was hat er denn angestellt?" fragte Kinloch mit scheinbarer Gelassenheit.

„Es handelt sich um das, was er n i c h t thut," lautete die Antwort. „Sie wissen ja, daß er sich vor vier Monaten mit Peggy verlobt hat. Seither schreibt er ihr, schickt ihr Bücher und Blumen, ist sehr häufig von Sonnabend bis Montag im „Weißen Hund," besucht u n s aber nie, hat nie bei mir oder meinem Mann um sie angehalten, kurz, benimmt sich, als ob wir gar nicht auf der Welt wären! Er veranlaßt das arme Kind, ihn im Schloßgarten zu treffen, man sieht sie mit einander, und die Dorfleute klatschen, fassen Alles gemein auf und verlästern mein Schwesterchen...."

Bei diesen Worten verlor sie die Fassung, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte so bitterlich, daß ihr ganzer Körper bebte. Sie raffte sich aber plötzlich wieder auf und fuhr mit heiserer, gepreßter Stimme fort: „Meinem Mann drückt die Schande das Herz ab. Er, der sein Haupt so hoch trug, und den Menschen so wohl wollte, scheut sich jetzt, einen Markt, einen landwirthschaftlichen Verein zu besuchen aus Angst vor Fragen, Anspielungen, vor Witzen, Spottreden. Wenn die Sache so fortgeht, sagt er, muß Peggy aus dem Haus.... mit Hans ist nicht zu spaßen.... was er einmal gesagt hat, geschieht.... o, was soll dann aus mir werden...."

„Aber Frau Travenor, weshalb machen Sie keinen Gebrauch von Ihren mütterlichen Rechten?" fragte Kinloch, der eine hohe Meinung von der Disziplin auch in der Familie hatte. „Weshalb lösen Sie das Verhältniß nicht auf und verbieten Fräulein Summerhayes diese Zusammenkünfte?"

„Ach, Herr Hauptmann, wie wenig kennen Sie das Mädchen! Wenn die einmal einen Entschluß gefaßt hat, rüttelt Niemand daran, und sie steigt wie eine Nachtwandlerin über alle Hindernisse hinweg. Sie streitet nicht, sie macht keine Szenen, sie thut einfach, was sie will, ob sich's nun darum handelt, ein Hühnchen vom Schlachten zu retten, eine Katze aus dem Wasser zu ziehen oder mit Goring zusammen zu kommen — es geschieht."

„Dann würde ich an Goring schreiben und ihm mittheilen, daß Sie den Verkehr mit Ihrer Schwester nicht dulden können, wenn er sich nicht über seine Absichten ausspreche."

„Das habe ich gethan — zwei- oder drei Mal. Mit unsäglicher Mühe, denn ich wollte ihn nicht verletzen, und doch bestimmt auftreten."

„Und was erfolgte darauf?"

„Nichts. Goring scheint dem weit verbreiteten Glauben zu huldigen, daß Briefe sich selbst beantworten."

„Dann würde ich die Schwester aus dem Weg schaffen."

„Leichter gesagt, als gethan — wir haben keine Verwandten."

„Auf welche Weise verabredet Goring die Zusammenkünfte?"

„Der Fuchs bringt ein Briefchen, und dann geht Peggy ab, strahlend, sieghaft, glücklich! Ich kann Gorings Ankunft in Nieder-Barton immer von ihrem Gesicht ablesen. Dann gehen sie unter den alten Bäumen auf und ab, bis es dunkelt — und auch im Dunkeln — und ich sitze daheim hilflos, machtlos!"

„Ich beklage Sie aufrichtig, Frau Travenor!"

„Und das Furchtbarste für mich ist, daß ich mich so schuldig fühle.... ach! Herr Hauptmann, ich allein bin schuldig...."

„Ich wüßte nicht, wie das zuginge!"

„Nicht? Nun, dann will ich's Ihnen sagen! Sie wissen ja, daß ich immer unzufrieden war mit diesem versumpfenden Dasein, diesem freilich sorgenlosen, aber auch freud- und ereignißlosen Leben. Mein persönliches Sehnen und Streben kam allerdings zur Ruhe durch körperliche Krankheit, aber als Peggy so schön heranwuchs, da packte mich neuer Ehrgeiz — für sie. Sollte sie ungewürdigt hier verblühen und die Frau irgend eines kleinen Gutspächters werden, für den's die nächste Beste auch thäte? Als ich Sie und Goring zum ersten Mal traf, keimte ein Plan in mir — am Sonntag darauf in der Kirche sah ich Goring das Mädchen mit den Augen verschlingen — ich überlegte mir's wohl, ich betete inbrünstig, Gott möge mir den rechten Weg weisen, und als der Gottesdienst vorüber war, hatte ich den Vorsatz gefaßt, n i c h t einzugreifen. Als ich aber dann den langweiligen Sonntag Nachmittag daheim saß, stand Goring immer wieder vor mir und sein enttäuschter Blick bei unserem kurzen Abschied. Hatte ich mit der Gartenthüre den Zugang zu Peggys Glück verschlossen? So zog ich mich denn hastig an, veranlaßte Peggy sogar, den neuen Hut aufzusetzen, denn — von meinem Schlafzimmer aus sah ich die beiden Herren herankommen, und es war kein Zufall, daß wir gerade aus dem Garten traten!"

„Beruhigen Sie sich darüber, Frau Travenor! Goring hätte auch ohne Sie Mittel und Wege gefunden, das hübsche Mädchen wieder zu sehen!"

„Das bezweifle ich, denn an dem Blumenfest und dem Tanz hätte ich sie unter gewöhnlichen Umständen nicht theilnehmen lassen, und sie würde vielleicht nicht mehr an ihn gedacht haben, wenn ich unselige Thörin nicht sein Lob gesungen hätte! Das benützt sie jetzt als Waffe gegen mich! Ich, ich habe meiner Schwester Leben zerstören helfen, denn sie hängt an ihm mit der ganzen Gewalt einer ersten Liebe — wenn er sie verläßt, wird sie's das Leben kosten!"

„Beste Frau, Sie übertreiben wohl ein wenig!"

„Haben Sie denn nicht gesehen, w i e verändert sie ist?"

Kinloch schwieg, denn er wußte nichts dagegen zu sagen.

„Wenn die Briefe ein paar Tage ausbleiben, geht sie umher wie eine Sterbende, ißt nicht, schläft nicht, hat keinen Augenblick Ruhe; kommt dann ein Brief, so lebt sie auf wie eine Blume, die am Verdorren war. Es ist empörend, daß dem Mann überhaupt die Macht verliehen ist, ein Mädchen so elend oder so glücklich zu machen!"

„Als ob Frauen nicht dieselbe Macht über Männer ausübten!"

„Ueber Sie gewiß nicht," bemerkte Frau Travenor, ihn fest ansehend. „Und nun — ich wollte Sie ja fragen, ob Sie nicht mit Goring sprechen könnten? Wir sind in seinen Augen gewöhnliche Bauersleute, die man als Luft behandeln kann; Ihnen aber müßte er Rede stehen. Peggy glaubt bedingungslos an ihn — er kann kein Unrecht thun, aber w i r, und in mich hat sie kein Zutrauen mehr, weil ich erst für ihn sprach und jetzt gegen ihn bin. Sie sagt, sie werden sich schon heirathen, Eile habe es ja nicht, und er habe sich bei uns nur darum nicht ausgesprochen, weil wir ihm nicht angenehm seien — das ist in ihren Augen ein vollkommen stichhaltiger Grund!"

Sie schwieg eine Weile, und setzte dann hinzu: „Mein Mann hat gehört, daß Goring ein Spieler sei, und durchaus kein wünschenswerther Freier für ein unschuldiges Mädchen."

„Wenn er sie wirklich liebt, wird sie ja vielleicht.... Einfluß auf ihn gewinnen," brachte Kinloch mühsam heraus.

„Gott gebe es! O können Sie mir denn nicht helfen?" sagte die vergrämte Frau mit flehentlich ausgestreckten Händen.

„Frau Travenor, Sie wissen ja, es ist immer eine böse Sache, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen — ich sage fremde, denn Freunde sind Goring und ich nicht. Hat er wirklich die Absicht, Ihre Schwester zu heirathen, so läßt sich nichts dagegen einwenden, da sie ihn ja haben will, ist ihm dagegen das Verhältniß nur ein Zeitvertreib, dann — dann werde ich Mittel und Wege finden, ihn für immer zu entfernen.... verlassen Sie sich darauf!"

Mit diesem ritterlichen Gelöbniß schied er von der verängstigten Frau, und der erste Mensch, auf den er im Flur des „Weißen Hunds" stieß, war — Hauptmann Goring!

XIII. Kapitel.
Böse Worte.

„Ah, Du hier, Alter!" rief Goring, sich seines Ueberziehers entledigend. „Was für eine finstere Miene! Spinnen verschluckt, was?"

„Nein, aber Schmutz," versetzte Kinloch mit zornfunkelnden Augen. „Dank der Ehre, Dein Kamerad zu sein, tischt man mir derlei Dinge auf — ich komme von Frau Travenor."

„Die abgeschmackte Gans!" versetzte Goring, gelassen seinen Rock aufhängend. „Was hat denn die wieder zu tratschen?"

„Das solltest Du mit ihr selbst abmachen," erwiderte Kinloch, in's Herrenstübchen tretend, dessen rothverschleierte Lampe zur Zeit nur leere Stühle beschien.

„Nun, nun, Alter," sagte Goring, ihm nachfolgend, die Thüre hinter sich schließend, „was hat Dich denn so in Harnisch gebracht?"

Der tiefe Ernst auf Kinlochs Gesicht machte ihn jetzt doch betroffen.

„Du wirst natürlich sagen, die Sache gehe mich nichts an, Du findest ja sogar, daß sie die Travenors nichts angehe."

„Die Travenors sind mir schnuppe, aber...."

„Mich wirst Du wenigstens anhören?"

„Gewiß, schieß los!" erwiderte Goring, sich in einen Lehnstuhl werfend und eine Zigarre ansteckend.

Einige Sekunden lang herrschte unheimliches Schweigen — die bekannte Stille vor dem Sturm.

„Ich höre," begann Kinloch, „daß Du Fräulein Summerhayes rücksichtslos in der Leute Mäuler gebracht hast, dabei ihre Verwandten nicht besuchst, Briefe nicht einmal beantwortest, aber häufig hierher kommst, um das unerfahrene Kind zu heimlichen Zusammenkünften zu verleiten."

„Stimmt, bis auf die Bezeichnung „heimlich." Meinetwegen kann uns die ganze Welt unter den alten Bäumen spazieren sehen — verflucht genußreiche Stunden, sag' ich Dir! Und was das Altweibergeschwätz hier herum anbetrifft, so kümmert sich in unseren Kreisen kein Mensch darum."

Kinloch setzte sich an den Tisch, und stützte, nach Selbstbeherrschung ringend, den Kopf in die Hand.

„Ich habe Dich dem jungen Mädchen vorgestellt und fühle mich einigermaßen verantwortlich."

„O bitte, Dein zartes Gewissen nicht damit zu beschweren! Nachdem ich sie einmal gesehen hatte, wäre es mir auch ohne Deinen Beistand gelungen, die Bekanntschaft fortzusetzen — das schlägt ja in mein Fach!" sagte Goring, selbstgefällig vor sich hin lächelnd.

„Dann will ich meine Verantwortlichkeit etwas weiter zurückführen — ohne mich hättest Du nie von Barton gehört...."

„Sehr wahr gesprochen, nur war Dir meine Begleitung so unerwünscht, daß Du wirklich Deine Hände in Unschuld waschen kannst! Bitte, weiter im Text! Was steht eigentlich zu Diensten?"

„Daß Du Dich deutlich erklärst, ob Du das Mädchen zu heirathen gedenkst, andernfalls aber das Verhältniß abbrichst. Entscheide Dich!"

Ein kurzes Schweigen — dann schallendes Gelächter. „Entscheide Dich! Roth oder schwarz — Kaffee oder Thee? Und gesetzten Falles, ich habe weder zum Einen noch zum Anderen Lust, was für eine erschreckliche Drohung hast Du denn dann bereit?" fragte Goring mit einem Lächeln, das Kinloch rasend machte.

Eine Weile schwieg er — am liebsten hätte er den Lacher halb todt geprügelt, aber damit wären weder Peggys, noch die militärischen Interessen sehr gefördert worden. Aufstehen und hinaus gehen? Peggys traurige, hilflose Augen ließen ihn nicht vom Fleck. Und Tom Somersets Geschichte? Nun, er konnte ja einen Probepfeil abschießen!

„Und wenn ich mich nicht entscheide?" fuhr Goring frech fort. „Wenn ich mich weigere, auf Kommando des Hauptmanns Kinloch zu handeln, welches Strafgericht schüttelst Du dann aus dem Aermel, wenn ich bitten darf?"

„Den Rubin, womit sich Gassepah Jheel Deine Hilfe erkauft hat," versetzte Kinloch mit gedämpfter Stimme.

Goring wurde leichenblaß — Staunen, Grauen, Schuldbewußtsein sprachen aus seinen Zügen. Tom Somerset hatte nicht zu viel gesagt — die ganze Geschichte mußte wahr sein, Gorings Augen verriethen es. Aber nur eine verhängnißvolle Sekunde lang beraubte ihn der Schreck seiner Findigkeit, dann raffte er sich auf und sagte wegwerfend: „Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst — habe in meinem Leben weder von dem Kerl, noch von einem Rubin gehört, das kann ich Dir schwören."

Wenn Kinloch eines weiteren Beweises bedurft hätte, da war er, und Goring selbst, dem's ja nicht an Verstand gebrach, fühlte wohl, daß er in der ersten Bestürzung einen falschen Zug gemacht hatte. Daß er mit der Sache zu thun gehabt hatte, konnten in Indien gar zu Viele bezeugen.

„Das Schwören würde ich mir abgewöhnen," versetzte Kinloch hart. „Willst Du etwa behaupten, daß Du nie mit einem gewissen Perry im Chorbowli Dâk-Bungalow zusammen warst, dessen Gefangener, ein Dacoit, auf Deinem eigenen Polopony entfloh?"

(Fortsetzung folgt.)

Forel über die Alkoholfrage.

„Ueber die hygienische und soziale Bedeutung des Alkohols" handelt ein sehr interessanter, wenn auch zum Theil noch anfechtbarer Vortrag, welchen der bekannte Forscher und Arzt Prof. August Forel aus Chigny bei Morges (Schweiz), früher Direktor der Zentral-Irrenanstalt in Zürich, jüngst bei Bugenhagen vor einer zahlreich versammelten Menge von Damen und Herren hielt. Der „Berliner Lokal-Anzeiger" berichtet darüber:

Veranlassung zu diesem Vortrage gab der „Unabhängige Guttempler-Orden", der für diesen Zweck einen Aufruf zu einer öffentlichen Volksversammlung erließ. Redner hob zunächst empor, daß der Alkoholgenuß weiter nichts sei, als eine Modesache, die schon zu Noahs Zeiten oder auch noch früher als solche bekannt war. Um seinen Zuhörern zu veranschaulichen, daß sie mit dem Genuß von Alkohol nichts Anderes als ein reines Gift dem Körper einverleiben, setzt Redner ihnen die Entstehung des Alkohols auf chemischem Wege auseinander und kommt zu dem Resultat, daß Alkohol ein Produkt sei von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, entstanden aus dem Fressen des Zuckers durch gewisse Fermente, Bakterien u. s. w., die sich als eine feste chemische Verbindung äußern, die immer die gleiche sei. Letzterer Hinweis diene zu dem Zwecke, um zu zeigen, daß das, was Alkohol wirkt, überall, in welchen Getränken er auch genommen würde, dieselben schädlichen giftigen Resultate hervorrufe. An Thierversuchen habe man sich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen können.

Vom sozialen Standpunkte müsse man nun die Frage aufwerfen: Ist der Alkoholgenuß nur dann schädlich, wenn er übertrieben wird? Der französische Physiologe Claude Bernard habe den Alkohol ein narkotisches Gift genannt; nach den Erfahrungen sei es aber nicht nur ein solches, sondern ein wirkliches Gift. Letzteres zeigt sich zunächst in Erscheinungen des Gehirns, es treten Lähmungserscheinungen ein, die sich häufig schon beim mäßigen Genuß von Alkohol bemerkbar machen; ferner zeigen sich Wirkungen auf die Muskelkraft. Namentlich bezüglich dieser sei die Menschheit in einem Irrthum befangen, wenn sie glaube, daß durch Alkoholgenuß die Muskelkraft stärker würde. Diese sei nur eine scheinbare, weil der Alkohol bei geringem Genusse das Nervensystem reize, und halte gewöhnlich 15 bis 20 Minuten an, während bei größeren Dosen auch hier sofort Lähmungserscheinungen eintreten. Viele unangenehme Folgen ziehe der Alkoholgenuß nun nach sich, wenn es sich um Leute handele, die Alkohol in großen Mengen zu sich nehmen; bei diesen entwickele sich chronischer Alkoholismus, und in diesem wird eine Veränderung in der Beschaffenheit der Gewebe, Muskeln, Nieren u.s.w. hervorgerufen; diese verlieren an Elastizität und es entwickeln sich daraus fettige Entartung bis zur Atrophie, d. i. Schnupfung. Diese Symptome zeitigen langes Siechthum und erzeugen Alkoholherz, Lebercirchose, Nierenverfettung. Ein Drittel der Männer in Irrenanstalten seien Trinker. Wie stark der Alkohol im sozialen Leben weiter eingreife, zeige die Statistik der Verbrechen; dabei ergebe sich, daß durchschnittlich drei Viertel im Rausch von Alkohol beeinflußt seien.— An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion an.

Wehrpflicht-Vorlage in Australien

Man schreibt aus Sydney: Sir John Forrest wird wohl bald genug die Erfahrung machen müssen, daß Popularität ein Ding ist, von dem auch schon vor ihm so mancher Staatsmann ein Lied hat anstimmen können, nach der Melodie nämlich: „Wie gewonnen, so zerronnen", denn mit seiner „Common Wealth Defence Bill" dürfte er sich seinen Landsleuten schwerlich zu nachhaltigem Danke verpflichtet haben. Und das ist auch, bei dem bekannten Licht besehen, kein übergroßes Wunder, denn die besagte Bill bezweckt nichts Anderes, als die Einführung der A l l g e m e i n e n W e h r p f l i c h t und zwar, damit gleich etwas Ordentliches herauskommt, vom 18. bis zum vollendeten 60. Lebensjahre! Im Kriegsfall wird Australien dafür dann die Freude haben, 970,000 Mann in's Feld rücken zu sehen — auf dem Papiere wenigstens.

Die Vorlage, nach welcher Miglieder der Parlamente und Beamte von solchen, ferner Richter, Geistliche, Beamte von Strafanstalten, Kranken- und Irrenhäusern, nebst den einzigen Söhnen von Wittwen, falls sie die Stütze der Familie sind, und körperlich Untaugliche allein vom Dienst mit der Waffe befreit sein sollen, sieht vier Klassen vor, von denen die beiden ersten aus unverheiratheten Männern und kinderlosen Wittwern im Alter 18—35, beziehungsweise 35—45 Jahre bestehen sollen. Die dritte Klasse soll aus verheiratheten Männern im Alter von 18 bis 45 Jahren gebildet werden, während die vierte, welche danach wohl den Landsturm vorstellen soll, alle dienstfähigen Männer im Alter von 45—60 Jahren umfassen soll. In Friedenszeiten soll, abgesehen von den stehenden Truppen, die bisherige freiwillige Dienstleistung beibehalten werden, auch soll ein Loskauf von der, auf drei Jahre berechneten Dienstpflicht gestattet sein. Ferner soll ausdrücklich festgesetzt werden, daß nur die stehenden Truppen für den Auslandsdienst verwendet werden dürfen, Milizsoldaten dagegen nur, insoweit, als sie sich selbst freiwillig zu diesem Dienst gemeldet haben. Welches Schicksal die Vorlage im Parlamente erfahren wird, bleibt natürlich abzuwarten. Soviel ist aber sicher, der Begeisterung für den südafrikanischen Feldzug ist durch sie nicht eben Vorschub geleistet worden.

Deutsche Seiden-Industrie.

Die deutsche Seidenindustrie gehört zu den älteren Gewerbszweigen und sie ist vor Jahrhunderten von Holland nach der Rheinprovinz, in erster Linie nach Krefeld und Elberfeld importirt, hier und im Elsaß zu höchster Blüthe gelangt. Wenn sie auch quantitativ sehr hinter die Baumwollindustrie zurücktreten muß mit 19,700 Betrieben und 76,200 Arbeitern nach der Zählung von 1895, so sind dafür die von ihr produzirten Waarenwerthe relativ weit bedeutender. Die deutsche Seidenproduktion wurde für 1894 bereits auf rund 350 Millionen Mark geschätzt, eine Zahl, die den Thatsachen jedenfalls viel näher kommt als die Angaben der verunglückten Produktionsstatistik vom Jahre 1897 mit nur 210 Millionen Mk.; denn unser Mehrexport (Ex-Import) betrug im letztgenannten Jahre schon fast 100 Millionen Mk.

Mit der Zunahme des Seidenverbrauchs, mit dem Zwange, dem Geschmack, vor allen Dingen aber der Kaufkraft weitester Volkskreise entgegenzukommen, hat freilich die Seidenindustrie ein gut Theil ihrer vornehmen Zurückgezogenheit aufgeben müssen; sie sieht sich nun ebenfalls in den Konkurrenzkampf, in die Nothwendigkeit, durch reichen Wechsel der Muster allen Launen der Mode zu folgen, hineingedrängt.

Auch die internationale Konkurrenz hat sich parallel mit der industriellen Weltentwickelung langsam, aber stetig für diese Industrie vermehrt. Weniger allerdings direkt auf dem einheimischen Markte, als auf dritten Märkten, für den Export.

Einen ganz außerordentlichen Aufschwung hat die Industrie der Seiden namentlich in den V e r e i n i g t e n S t a a t e n genommen: eine Verdoppelung innerhalb des letzten Jahrzehnts. Gleichwohl ist der amerikanische Riesenmarkt noch immer ein äußerst werthvolles Absatzgebiet für deutsche Seiden, denn der Export dorthin belief sich im Durchschnitt der letzten Jahre auf 30 Millionen Mk. Ein großer Theil dieses Exportes geht allerdings durch die Hände englischen Zwischenhandels, aber gleichwohl dürfte sicherlich auch für unsere Seidenindustrie die künftige Gestaltung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen keine "quantité négligeable" sein. Unsere bedeutendsten direkten Konkurrenten in Seide aber werden auch für die Zukunft Frankreich, die Schweiz und das wirthschaftlich sich endlich emporraffende Italien bleiben. Die genannten europäischen Seidenproduzenten haben sich nun seit Ende der 70er Jahre mit einer recht beträchtlichen Schutzzollmauer umgeben, deren Wirkungen jedoch im Allgemeinen kaum besonders segensreich genannt werden können. Abgesehen davon, daß der Schutzzoll wichtige Rohstoffe, wie beispielsweise die feinen englischen Baumwollgarne für die Halbseidenfabrikation wesentlich vertheuerte, hat er die gegenseitigen Beziehungen im Import resp. Export keineswegs gefördert. Das Entwickelungstempo der deutschen Seidenindustrie hat sich sehr verlangsamt, der Absatz von Stapelwaare ist in bedeutendem Umfange eingebüßt worden und hat in der schwierigeren und weniger profitablen Herstellung von Spezialitäten kaum einen hinreichenden Ersatz gebracht. Als unangenehmste Folge aber der Grenzabsperrungen stellte sich ein gar nicht vorausgesehener Nachtheil ein: die Gründung ausländischer Filialen im Inlande und umgekehrt. Für die eingesessene Industrie aber bedeutet dies unter allen Umständen einen im Laufe der Entwickelung sich mehr und mehr verschärfenden Nachtheil.

Die Handelsverträge von 1892—94 brachten weder von deutscher Seite noch auf Seiten des Auslandes eine wesentliche Aenderung der hohen Schutzzölle; der Schweizer Vertrag brachte sogar vermöge des dort beliebten „Trics," kurz vor den Verhandlungen einen autonomen Tarif mit Erhöhungen von 100—500 Prozent aufzustellen, theilweise beträchtliche Zollverschlechterungen.

Es scheint nun fast, als bedeute der neue deutsche Zoll-Tarif eine getreue Kopie des seinerzeit von der Schweiz beliebten Vorgehens, nur mit dem ziemlich gewiß vorauszusehenden Unterschiede, daß er auf weit erfolgreicheren Widerstand stoßen wird und muß, als ihn der Schweizer Bund seinerzeit erfahren. (Voss. Ztg.)

Ein griechischer Räuber.

Von Soloniki bis Chalcis zittert die Bevölkerung bei Nennung eines einzigen Namens. Es ist der Name des gefährlichsten Räubers, der je gelebt hat, des griechischen Räubers Dimopoulos. Er scheint in der That unbesiegbar zu sein. Nachdem er bei einem erbitterten Gefecht bei Verroia mit seiner Bande gesiegt hatte, belagerte er den bei Kalamaria gelegenen „Thurm" des reichen Griechen Monchtaris, der dort mit seiner Familie Sommeraufenthalt genommen hatte. Trotz verzweifelter Gegenwehr seitens der bewaffneten albanesischen Thurmwache eroberte Dimopoulos den von Feuergarben umloderten Thurm. Nun flehte die Gattin des Monchtaris den Räuber an, ihren Gatten gegen ein Lösegeld von 2000 Lire zu schonen. Vergebens, man schleppte ihn mit, und als die Räuber sich später von nachfolgendem Militär umzingelt sahen, wurde der Bedauernswerthe enthauptet. Bei dem sich dann entspinnenden Scharmützel fielen sowohl der Kommandant der Abtheilung wie acht Soldaten. Dimopoulos wurde am Ohr verwundet, aber es gelang ihm doch, sich mit unglaublicher Bravour durchzuschlagen und mit seiner Bande in Sicherheit zu bringen.

Frankreichs Wein-„Ueberschwemmung".

Frankreich in Gefahr des Ertrinkens! Der Mensch kann Alles ertragen — nur keine Reihe schöner Tage — Frankreich Alles, nur keine lange Folge guter Weinjahre. „Gut" kann eigentlich nicht gesagt werden. Denn erstens ist der Wein nicht besonders gut, zweitens sind die Winzer im Elend, da sie ihr Gewächs nicht los werden.

Schon vor mehreren Jahren wurde gestritten und gerathen, Versammlungen gehalten, um dem Wein Absatz zu verschaffen. Dazu brachte 1900 eine Weinlese, wie sie Frankreich nie erlebt hat, indem der Ertrag 65 Mill. Hektoliter, das Doppelte eines Mitteljahres, betrug. Dieses Jahr wird die Lese auf 50 bis 55 Millionen geschätzt. Und die Winzer haben nicht vermocht, ihre Keller einigermaßen zu leeren, indem sie das Gewächs der letzten Jahre selbst zu 2 Fr. den Hektoliter losschlagen. Die Mittelweine, welche immer 110 bis 130 Fr. das Stückfaß (220 bis 230 Liter) verkauft wurden, sind auf 50 und 60 Fr. gefallen. Manche Weine der letzten Jahre sind so schwach, daß sie jetzt schon zu verderben anfangen. Die letzten Jahre wollten die Herbster auch nicht mehr mit Wein bezahlt werden, weil dann ihr Lohn zu gering war und sie nichts mit dem Wein anzufangen wußten. Wegen des baaren Lohnes, den sie zahlen müßten, dürften dieses Jahr manche Winzer ihre Trauben lieber hängen lassen! In Algier, das in obige Ziffern nicht inbegriffen, sind die Verhältnisse fast noch schlimmer, da der dortige Wein sich noch keinen ordentlichen Platz auf dem Markte zu erobern vermochte, auch wenig haltbar ist. Also Frankreich wird im Wein ertrinken.

Dieser Ueberfluß hat seine besonderen Ursachen. Um den Wein zum Volkstrunk zu machen, wurde Jahrzehnte hindurch, ja, seit mehr als einem Jahrhundert, dahin gearbeitet, recht viel davon zu ernten. Die ergiebigen Rebsorten liefern meist geringen Wein, leiden aber viel weniger durch ungünstige Jahre. Deshalb blieb ihr Anbau vortheilhaft. Als wegen der Verheerung durch die Reblaus große Massen (bis 300 Millionen Fr.) eingeführt werden mußten, strengte man sich wiederum an, die Weinberge mit solchen ergiebigen Weinsorten neu zu bebauen. Deshalb mahnte auch im vorigen Winter der Ackerbau-Minister auf dem in Paris gehaltenen Winzertag, fortan mehr auf Güte, denn auf Menge des Weins zu zielen. Die meisten Winzer verstehen es indessen gar nicht, bessern, feinen Wein zu behandeln. Besonders im Süden ist der gewöhnliche Wein sehr schal, hat weder Geschmack noch Kraft, und wird daher selbst in den dortigen Städten „verarbeitet", mit Alkohol u. s. w. „verbessert".

— Immer zerstreut. — Herr (im Theater während des Zwischenaktes zu seinem Nachbarn, einem Gymnasialprofessor): „Ich bitte, mich freundlichst hinauszulassen." — Professor: „Nein! Wenn ich es Einem erlaube, wollen gleich Alle hinausgehen!"

Wie Göthe aß und trank.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß der Dichter des „Werther“ und des „Faust“ einen guten Tisch liebte. Es war das allgemeine Zeugniß seiner Gäste, daß sie bei Göthe gut aßen und manche Speise erst bei ihm kennen lernten, wie z. B. Kaviar, Artischocken und dergl. Er scheute keine Mühe, wenn es galt, geschätzte Gäste zu bewirthen. Von Bremen ließ er, wie Dr. Wilh. Bode in seinem interessanten Buche „Goethe's Lebenskunst“ erzählt, französischen Wein, von Frankfurt den Burgunder und feines Gebäck, von Hamburg Schinken und Früchte kommen. Sein Freund Zelter in Berlin erfreute ihn alljährlich durch eine Sendung delikater Teltower Rübchen.

Die Speisenfolge enthielt für gewöhnlich außer der Suppe nur drei oder vier Gänge: Fleisch mit Gemüse, Fisch, Braten, und „wegen der Damen“ eine Mehlspeise (Karlsbader Strudel). Goethe liebte ein nach italienischer Weise bereitetes Stuffato, von Fischen die Forelle, von Fleischspeisen Geflügel oder Wild, von Gemüse Blumenkohl und Spargel. Ebenso aß er gerne Kalbsfüße in Gelee, Froschkeulen u. dgl. Eine Vorliebe hatte er sein Leben lang für Obst in jeglicher Form. Als er in Italien weilte, schrieb er entzückt an Frau v. Stein: „Mein eigentliches Wohlleben ist in Früchten. Feigen esse ich den ganzen Tag.“ In Rom war sein Abendbrot oft ein Pfund Trauben, das er auf der Straße verzehrte. Von Getränken liebte Goethe die Chokolade, während er den Kaffee, als seiner Gesundheit schädlich, vermied und auch anderen gegenüber auf den Kaffeegenuß schalt. Nur als Greis trank er frühmorgens Milchkaffee. Anders hielt er es mit dem Weine. Er war ein vorzüglicher Kenner des Weins und trank ihn gern, wenn auch stets mit Maß. Eine bis anderthalb Flaschen waren das tägliche Quantum. Sein Lieblingstrank war Würzburger, zu dem er immer wieder zurückkehrte, doch wußte er auch die französischen Rothweine und die Rhein- und Moselweine wohl zu schätzen. Zum Frühstück trank der Dichter ein Glas Madeira, zu Mittag den Würzburger, zum Nachtisch bisweilen ein kleines Glas Tinto di Rota. Auch seine Gäste lud er fleißig zum Trinken ein, „indem er an die Bouteille zeigte und leis brummte“, wie Wilhelm Grimm erzählt. Er war aber niemals ein „Trinker“ im schlechten Sinne des Wortes. Er schätzte den Wein als Sorgenbrecher, als Beförderer der Geselligkeit, doch hütete er sich vor zu reichlichem Genusse, da er der Ansicht war, daß das geistige Schaffen durch den Wein nicht günstig beeinflußt würde. In seinen allerletzten Lebensjahren war Goethe noch viel vorsichtiger gegen den Wein, „ja, man könnte behaupten, zu furchtsam“, meinte sein Arzt.

Man darf sich durch diese Schilderungen übrigens nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß in Goethe's Leben die Tafelfreuden eine große Rolle gespielt hätten; er konnte sie auch ebenso leicht entbehren, wie er sie gerne genoß. In seinem Weimarer Gartenhause, wohin er sich oft zu ungestörter Arbeit zurückzog, ließ er sich häufig an einem vom Diener gebackenen Eierkuchen genügen, ging auch bisweilen hungrig zu Bette.

Der Prinz von Wales und der Farmer.

Von gekrönten Häuptern und anderen hochgestellten Persönlichkeiten kann man häufig Geschichten erzählen hören, wie sie unerkannt Grobheiten oder Unhöflichkeiten ausgesetzt waren, und wie dann hinterher die groben oder unhöflichen Menschen erschreckt waren, wenn sie erfuhren, mit wem sie es zu thun gehabt. Da ist der Farmer Hadges in der Gegend von Oxford ein anderer Mann, er fühlte den berühmten Männerstolz vor Königsthronen in seiner Brust. Das sollte auch der jetzige König Eduard VII. von England einmal erfahren, als er noch Prinz von Wales war und auf der Universität Oxford seinen Studien oblag. Der Prinz, von jeher ein eifriger Förderer und warmer Freund des Sports, beschloß nach einer Parforce-Jagd mit einer Anzahl Kommilitonen, die sich in seiner Begleitung befanden, querfeldein nach Oxford hineinzureiten. Dabei geriethen die Herren auch auf das Gehöft Hadges', der besonders unliebenswürdig war, wenn er fremde Leute auf seinen Feldern traf, und dann unbarmherzig Strafen eintrieb, so daß ihm der Spitzname „Lord Ober-Richter Burns“ beigelegt wurde. Als er die jungen Reiter auf seinem Hofe erblickte, schloß er schleunigst seiner Gewohnheit gemäß die Thore und setzte die Herren so gefangen. Dann ging er umher und forderte von jedem einen Sovereign, widrigenfalls er den Hof nicht verlassen dürfe. Die Begleiter des Prinzen glaubten, daß Hadges andere Seiten aufziehen werde, wenn er erfahre, wer sie seien. Da aber täuschten sie sich ganz gewaltig, denn auf die Mittheilung, daß er seinen künftigen König zu pfänden im Begriff sei, antwortete er nur grob: „Ob Kronprinz, oder nicht, ich will mein Geld haben.“ Wohl oder übel mußten nun die Herren zahlen. Die Begleitung des Prinzen von Wales war empört, dieser selbst aber amüsirte sich köstlich über den Zwischenfall und hat dem groben Manne seine Grobheit niemals nachgetragen.

— Zum Fressen gern. — Droschkenkutscher: „Meinen Schimmel hab' ich gar zu gern! Wenn der sich einmal beim Pferdemetzger in Weißwurst verwandelt hat, ess' ich ihn ganz allein auf.“

(Original-Korrespondenz der „Abendpost“.)

Das große, heilige Köln.

Von Antwerpen nach der Metropole am Rhein. — Wie ich in Antwerpen geplündert wurde. — Ein Vormittag im „Zoologischen Garten“ von Köln und ein Nachmittag in der „Flora“. — Die hübschen Kölnerinnen.

Köln, im Sommer 1901.

Jawohl, geliebter Leser, Geschwindigkeit ist wirklich keine Hexerei. Sie mögen denken, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, daß Sie urplötzlich einen Artikel von mir aus Köln erhalten. Aber es ist furchtbar einfach, das Ganze. Ich mußte mal rasch nach Europa und da habe ich mit der mir eigenen Wuptizität einige Artikel noch in New York vorausgeschrieben, auf daß Sie auch nicht eine einzige Woche ohne Ihren theuren Korrespondenten zu sein brauchen. Ich weiß, Sie würden Das nicht überleben. Diese Aufklärung bin ich Ihnen schuldig. Aber auch den lieben Kollegen, damit es mir nicht wieder geht, wie vor drei Jahren, wo ich mir das selbe Witzchen mit den geliebten Lesern leistete. Das ist mir damals schlecht bekommen. Gewisse liebe Kollegen behaupteten, ich wäre gar nicht in Europa gewesen, sondern hätte die Artikel in irgend einem New Yorker Bierlokal bei Freilunch geschrieben. O Gott, o Gott! Ich und Freilunch! So schallend habe ich in meinem Leben nicht gelächelt. Als ob so wohlhabende Leser, wie Sie, auch nur fünf Minuten lang sich einen Freilunch-Korrespondenten gefallen lassen würden! Ein Delmonico-Korrespondent, ein Waldorf-Astoria-Korrespondent — das ist das Mindeste, was Sie verlangen können.

Doch Spaß bei Seite. Am 17. August, Morgens um 9 Uhr 10 Minuten, kam ich frischrasirt und frischgebadet in Antwerpen an. Ich schnallte meine Seebeine ab, wie es im Englischen heißt, und dafür die Landbeine wieder an, nahm meine Post in Empfang und fuhr geradewegs zum Bahnhof. Dort nannte ich den Kutscher einen Gauner, den Gepäckträger No. 54 einen Spitzbuben und den Kofferwiegemeister einen Hallunken. Es ist aber auch schauderhaft, wie man geplündert wird. Gegen diese Banditen sind die Aasgeier die reinen Turteltauben. Der Kutscher hatte 1 Franc 50 Centimes zu fordern. Ich gab ihm einen ganzen Franc mehr. Was thut der Kerl? Anstatt sich zu bedanken, wird er grob. Vier Francs wollte er haben. Um des lieben Friedens willen gab ich ihm drei Francs und drohte ihm mit dem Polizisten, wenn er nicht ruhig wäre. Das besänftigte ihn. Diese Trinkgelder-Erpressung ist scheußlich. Sie geht entschieden zu weit. Ach und die belgischen Eisenbahnen! Noch immer so vorsintfluthlich wie immer. Man sollte sich eigentlich vor der Abfahrt seine Knochen numeriren, so durch einander geschüttelt werden sie Einem. Reisegesellschaft öde zum verzweifeln. Hinter Louvain geschieht etwas außerordentlich Niedliches. Der Zug hält an einer kleinen Station, deren Namen eine der Mitreisenden wissen möchte. Ihr Mann, ein braver Teutone aus der Provinz, steckt den Kopf zum Fenster hinaus und erspäht ein gewisses Häuschen, neben dem ein Schild in großen Buchstaben besagt: „Urinoir“. „Das ischt Urinoir!“ ruft der Biedermann triumphirend. Wir haben uns eine Stunde lang die Lachthränen getrocknet. Wenn ich den Witz den „Fliegenden Blättern“ verkaufte, würde ich 5 Mark dafür bekommen, denn das ist dort die Taxe für geringstes Honorar. Aber ich bin nobel wie immer und versetze ihn gratis meinen Lesern.

Ich dankte meinem Schöpfer, wie wir in Köln ankamen, dem „großen, heiligen Köln“.

Das liebe, gute Köln. Immer noch so gemüthlich und fidel wie früher. Ich habe von jeher behauptet, in katholischen Landen, besonders in Deutschland, sei es vergnüglicher als sonstwo. Das ist die Kirche, die lebt und leben läßt und der Glückseligkeit auf Erden nichts in den Weg stellt, so lange wie das sündhafte Menschenkind die himmlische Glückseligkeit darüber nicht aus dem Auge verliert. Sie nehmen die Menschen, wie sie sind, und rechnen damit. Ich, der Protestant, habe das stets an ihnen bewundert. Am Sonntag erst die Kirche, dann das Vergnügen. Man vergleiche damit die finstere Muckerei unserer anglo-amerikanischen Seelenhirten. Als ob Lebensfreude und Frömmigkeit nicht Hand in Hand gehen könnten. Es ist Sonntag Morgen — ein herrlicher, sonniger, warmer August-Morgen. Ich pilgere den Rhein entlang nach dem Zoologischen Garten zum Frühschoppen. Mit mir pilgern zahllose Andere, alle mit zu großen Hüten, zu großen Kleidern, wenig elegantem und schlecht geputztem Schuhwerk wie überall im lieben deutschen Vaterland. Darin sind die Amerikaner allen Uebrigen überlegen. Das muß der Neid ihnen lassen. Im Zoologischen (sprich Zoloschen) Garten ist's köstlich. Die Thiere interessiren mich nicht. Was thue ich mit der Bahama-Ente oder meinetwegen mit der Wittwen-Ente aus Brasilien? Heirathen kann ich sie ja doch nicht. Das bekäme höchstens ein Chinese fertig. Auch das Pinselschwein aus Süd-Afrika läßt mich kalt und die Reisvögel ebenfalls, denn ich male nicht und schon der Name Reis verursacht mir Uebelkeit, seit ich als Kind damit gestopft wurde. Nicht mal das Affenhaus fesselt mich, wo grade ein entsetzlicher Radau herrscht. Der Mantel-Pavian aus Ost-Afrika hat dem Hutaffen aus Indien auf den Hut gespuckt und der Hutaffe hat ihm dafür einen runtergehauen. Daher der Radau. Auf der Terrasse vor dem Restaurant sieht es höchst einladend aus. Da lasse ich's mir gefallen. Man sitzt an sauber gedecktem Tische wie im Walde unter grünen, sonnendurchleuchteten Ahornbäumen. Wenn man dann noch ein ausgezeichnetes Glas Münchener vor sich sieht, dann ist man zweifellos der richtige Mann am richtigen Platze. Am Nachmittag war ich in der „Flora“, die dicht am Zoologischen Garten ist. Dort ist es etwas feiner. Eintritt 50 Pfennig. Es war gedrängt voll. Aber ich erwischte noch glücklich einen Stuhl auf der Terrasse, ließ mir einen Kaffee kommen und steckte mir eine echt egyptische „Imperial“ von Konstantin aus Konstantinopel ins Gesicht. Um mich herum, unten vor der Terrasse Nichts als plaudernde, lachende, glückliche Menschen, glücklich für herzlich wenig Geld. Weiter im Vordergrunde die wundervollsten Anlagen mit blühenden Rosen und Fuchsien, in der Mitte ein krystallklarer Springbrunnen. Schattige Bäume mit bequemen Bänken darunter und Menschen auf den Bänken. Ueber dem Ganzen die strahlende Augustsonne. Ein sanfter Sommerwind weht und ein gutes Orchester rechts von der Terrasse spielt gute Musik: Boildieu, Humperdinck, Donizetti, John Philipp Sousa u. s. w. Erstaunlich ist die Menge hübscher Mädchen, voll, rund, von entzückend frischer Gesichtsfarbe. Man sieht, sie sind nicht mit Kandy und heißem Gebäck gefüttert und Dyspepsie ist ihnen eine unbekannte Sache. Früher glaubte ich immer, die Kellnerinnen wären besonders hübsche Mädchen. Aber die Kölnerinnen sind noch hübscher. Und wie ich so auf das lachende, farbenreiche Bild vor mir sah, auf die Hunderte von Menschen, die da in gesitteter Weise harmlos fröhlich ihr Leben genossen, da kam mir wieder die alte Frage: Warum haben wir Das nicht in Amerika? Was ist es, das die Amerikaner zu den stumpfsinnigen automatischen Geldkratzern macht, unfähig zu einem maßvollen, heiteren Lebensgenusse? Ist es die Erziehung oder der muffige Puritanismus, der wie ein heimtückisches Gift im Volkskörper sitzt und den immer eine Generation der anderen vererbt? Oder ist die amerikanische Kultur noch zu jung und grob?

Merkwürdig ist es jedenfalls, daß derselbe Amerikaner, der daheim in seinen Vergnügungen seine eigenen Wege geht und immer für sich bleibt, in der Fremde um so begeisterter Alles mitmacht, was nur mitzumachen ist. Ueberall in der Hohestraße, die der Broadway in der Westentasche von Köln ist, wimmelt es von Amerikanern. In den Kafés sitzen sie, im Löwenbräu, im automatischen Restaurant, wo man ein Geldstück in irgend einen Spalt wirft und die schönsten Speisen und Getränke kommen heraus. Ueberhaupt im Automatischen sind sie groß im Vaterlande. Ich denke noch mit Vergnügen an den Klosetpapier-Automat „Blitz“ im Zoologischen Garten, wo man an einem Ring zieht und ein Blättchen kommt heraus, immer nur eins, auf daß keine Verschwendung mit dem kostbaren Papier getrieben werde. Honny soit qui mal y pense! H. F. Urban.

Aus der Kassubei.

(Von H. S.)

Merkwürdiger Menschenschlag in einem westpreußischen Bezirk. — Schöne Szenerie inmitten einer stiefmütterlich bedachten Landschaft. — Der Luftkurort Karthaus. — Aus wilden Zeiten.

Als Gott der Herr die Welt geschaffen hatte, da jubelten die Engel darüber, daß alles so schön geworden war. Nur einer von ihnen saß traurig abseits und nahm keinen Antheil an der Freude. Da fragte ihn der Schöpfer, was ihm fehle, und der Engel antwortete: Herr, siehe hier die Kassubei! Nichts als Steine und Sand! Habe Barmherzigkeit! Und der Herr sah um sich und fand, daß noch etwas Wasser, Wald und fruchtbare Erde übrig geblieben war, und er sprach zu dem Engel: Nimm und thue damit wie Du willst. Da flog der Engel über die Kassubei und schuf mitten darin das Marienparadies. Diese legendenartige Erzählung geht auf die Karthäuser Mönche zurück, die vor nun einem halben Jahrtausend im Hochlande von Pommerellen an Wald und See eine Niederlassung gründeten. Sie nannten die Stätte „Das Marienparadies“, weil sie einer freundlichen Oase inmitten eines stiefmütterlich bedachten Landstrichs glich, und das Marienparadies ist das heutige Karthaus im Herzen der Kassubei.

Wenn der Westdeutsche den Namen Kassubei hört, so pflegt ihn ein nicht zu gelindes Grauen zu überlaufen; denn es verbindet sich ihm damit der Gedanke an öde Heide, viel Stein und sehr viel Sand, an schmierige, ein entsetzliches Polnisch sprechende Menschen, an elende Hütten und armselige Dörfer. Zum Theil hat dieser Gedanke auch seine Berechtigung; aber andererseits sind die landschaftlichen Gegensätze in der Kassubei so stark, daß der Wanderer oft für seine gewiß nicht geringe Mühe durch weite Fernsichten und reizvolle Ausblicke auf von schönen Buchenwäldern umrahmte blaue Seen genügsam entschädigt wird. Zu diesen mehr begünstigten Theilen gehört die Umgegend von Karthaus selber.

Von Praust, einer Station der Strecke Dirschau-Danzig, erklettert die Bahn die aus dem ebenen, saftig-grünen Werder nach Westen ansteigenden Höhen Pommerellens, um sich dann bald dem Radaunethal zuzuwenden. Die Radaune, welche die großen Seen des Hochlandes nach der Danziger Bucht entwässert, sucht sich ihren Weg in einem breiten Thal nach Nordosten, dessen Abhänge im Süden sanft ansteigen, während das Nordufer hoch und oft in schroffen Abstürzen dem schmalen, aber ungestüm und scharf angreifenden Flüßchen entgegentritt. Die Bahn folgt den launischen Krümmungen des Flußthales mit jener Sekundärstrecken eigenen Geduld und ohne große Eile in halber Höhe des Südabhangs, und der Reisende gewinnt Muße, die abwechslungsreichen waldigen Flußpartien zu mustern. Der landschaftliche Charakter dieser Eingangspforte zur Kassubei ruft keinen ungünstigen Eindruck hervor, und bald sieht man zu seinem Erstaunen, daß die Gegend auch keineswegs ohne Regsamkeit ist. Die Radaune liefert mit ihrem starken Gefälle die Kraft für viele gewerbliche Anlagen, und man begegnet da außer den schmucken, im Grün versteckten Dörfern mit ihren hellen hart gedeckten Häusern mehreren Mahl- und Schneidemühlen, Oelmühlen und einer Papierfabrik — Alles auf verhältnißmäßig engem Raum. Der Fluß, der den Anlaß zu ihrer Errichtung gegeben, genügte wohl anfangs auch dem Bedürfniß, bis man in Folge sich steigender Arbeit der Wasserkraft die des Dampfes zugesellen konnte, und so zeugen heute auch zahlreiche dampfende Schornsteine von einer verhältnißmäßig reich entwickelten Industrie. Westlich der Haltestelle Zuckau geht's in den Tannenwald hinein, auf enger schwindelnder Brücke passirt man die Radaune, auf die man noch einige Kilometer weit ab und zu einen Ausblick erhält, und dann verläßt die Bahn den aus dem Südwesten herkommenden Fluß, der weiter oberhalb als Kraftspende nicht mehr wesentlich in Anspruch genommen wird. Bei Seeresen öffnet sich noch einmal der Wald, und im fernen Südwesten tauchen ansehnliche bewaldete Höhen auf, die der Thurmberg, der höchste Punkt zwischen Ural und Harz, überragt; dann ist man bald in Karthaus, dem Ultima Thule der Bahn, der eine Fortsetzung nach Pommern hinein vorläufig versagt geblieben ist.

Karthaus ist Hauptort des gleichnamigen Kreises und begnügt sich mit der bescheidenen Bezeichnung „Marktflecken“, obwohl es an Größe und Verkehr, noch mehr mit seinen reinlichen Straßen, hübschen Anlagen und freundlichen Häusern den Vergleich mit keiner der kleinen Kreisstädte Westpreußens und Posens zu scheuen braucht. Eine stattliche, in gothischem Stil gehaltene evangelische Kirche, die erst anderthalb Jahrzehnte alt ist, ziert den geräumigen Marktplatz, während die aus dem Jahre 1403 stammende Klosterkirche als katholisches Gotteshaus dient und etwas seitab vom Orte zwischen den beiden Karthaus schmückenden Seen, dem Krug- und dem Klostersee, liegt. Das 1382 vollendete und von Prag aus besiedelte Karthäuserkloster, das schon zur Zeit seiner Gründung in Folge seiner schönen Lage den Namen „Marienparadies“ erhielt, ist nicht mehr vorhanden; es wurde 1844 abgebrochen, und heute erinnern daran nur einige noch bestehende, aber zu Privatwohnungen umgewandelte Nebengebäude; wo einst die Karthäusermönche beschaulich auf den waldumkränzten Klostersee hinausblickten, wohnen heute zwei — Gerichtsvollzieher nebeneinander. Karthaus ist ein viel besuchter Luftkurort und mit den Annehmlichkeiten, die ein nicht zu sehr verwöhnter Gast wünschen kann, wohl ausgestattet; es sind allerlei Bäder zu haben, keineswegs theure Hotels und Privatquartiere stehen zur Verfügung, und die Gemeindeverwaltung ist bemüht, die schattigen staubfreien Parkanlagen mit den Ausblicken auf die Seen und die Hügel in bester Ordnung zu halten. Sonntags führen Extrazüge aus Danzig oft Besucher in großer Zahl herbei, und der Tourist, der tagelang in den kassubischen Bergen nicht übermäßig viel zu beißen und zu brechen hatte, findet hier Gelegenheit, sich zu neuen Thaten zu stärken.

Schon die nächste Umgebung von Karthaus mit ihren Buchenwäldern und tief eingesenkten Seen bietet auch demjenigen lohnende Ziele, der mit Rücksicht auf seine „Kurpflichten“ auf weitere Entdeckungsreisen in der Kassubei verzichten muß, und Wegweiser und Farbstriche an den Bäumen geleiten ihn sicher zu den bemerkenswerthen Punkten des Marienparadieses, die dem Beschauer die ganze Schönheit der Lage von Karthaus enthüllen. Erwähnt sei nur der am Klostersee liegende, mit Tannen und Buchen bestandene Spitzberg. Weiter ab, aber noch in einem halben Tage erreichbar, liegen die Seen der Mirchauer Forst, das reizvolle obere Radaunethal bei Babenthal und die Präsidenten- und Gullonhöhe am Westende der Karthäuser Forst. Namentlich die zuletzt genannten Aussichtspunkte bieten dem Auge ein herrliches Landschaftsbild, ein wahres Labyrinth von Seen dar.

Ehe wir uns zu weiteren Wanderfahrten rüsten, wollen wir uns einen allgemeinen Ueberblick über Land und Volk der Kassuben verschaffen. Die Kassubei nimmt den Norden des Pommerellen genannten, westlich des Weichselthales und innerhalb Westpreußens gelegenen höchsten Theiles der baltischen Seenplatte ein. Die landschaftliche Eigenart der Seenplatte bleibt in Ostpreußen (Masuren, Oberland), wie in Westpreußen, Pommern und Mecklenburg im ganzen die gleiche: Die Platte verdankt ihre Bildung den nordischen Gletschern der Eiszeit, die hier ihre Spuren in Gestalt von Moränenschutt, erratischen Blöcken, unregelmäßig-wellenförmig zusammengedrückten Alluviumboden und zahllosen, bald rundlichen, bald lang ausgezogenen und dann gewöhnlich tiefeingeschnittenen und perlschnurartig aneinander gereihten Seen zurückgelassen, die als lachende blaue „Augen der Landschaft“ allüberall dem Wanderer entgegenblitzen. Hierzu kommen ausgedehnte Nadel- und Laubwälder in dem ohnehin schönsten Theil der Kassubei, also im Kreise Karthaus. Es sind nicht alle Striche der Landschaft heute so waldreich, und der Süden, d. h. die ebeneren Kreise Berent, Konitz und Schlochau, ist kahl und waldleer infolge Jahrhunderte langer polnischer Mißwirthschaft, aber auch infolge der preußischen Agrargesetzgebung der dem Tilsiter Frieden folgenden Zeit, die den Bauern der Domänendörfer die freie Verfügung über den Wald einräumte. Die Aufforstung der südlichen Kassubei gehört zu den wichtigsten Kulturaufgaben des Staates in Westpreußen.

Andere, nicht minder wichtige Kulturaufgaben stellt der Mensch, der kassubische Bewohner der Landschaft. Die Kassuben, die man als Abkömmlinge lechitischer Slaven, die sich mit hier auf dem Wege nach Westen zurückgebliebenen Wendenresten vermischt hätten, zu bezeichnen pflegt, sind ein wenig bildungsfähiges Element, und erschwerend tritt jeder moralischen und intellektuellen Hebung der Umstand entgegen, daß sie gewöhnlich in dichten Massen beisammensitzen. Traurige politische und wirthschaftliche Verhältnisse langer Zeiträume haben den Grund gelegt zu den heute noch unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten. Durch unaufhörliche Kriege furchtbar zerrüttet, ging Pommerellen 1309 durch den Soldiner Vertrag aus dem Besitz Waldemars von Brandenburg an den Orden über, und dieser setzte nun seine ganze bewährte Kraft als Kulturträger ein, um dem Lande aufzuhelfen. Der Erfolg einer machtvollen hundertjährigen Herrschaft der deutschen Ritter war erstaunlich groß, und in keiner Beziehung stand am Vorabend des „großen Krieges“ gegen Polen (1410) Pommerellen hinter den anderen Theilen des Ordenslandes zurück. Die Schlacht bei Tannenberg brach die Kraft des Ordens, und nach weiteren 56 Jahren, die allmälig seinen völligen Untergang vorbereiteten, kam das Land zusammen mit dem übrigen Westpreußen an Polen. Die Zustände, die nun für volle drei Jahrhunderte Platz griffen, waren schlimmer als die, welche zur Zeit der verheerendsten Kriege der Vorordenszeit geherrscht hatten. Wie das Land ausgesehen, als es 1772 dem Staate Friedrichs des Großen einverleibt wurde, schildert Freytag in seinen „Bildern“ mit unübertrefflicher Plastik: „Die preußischen Beamten, die in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Verhältnisse. Die Mehrzahl des Landvolkes lebte in Zuständen, welche jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche ohne einen Baum, ohne einen Garten. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthüre trat man in die Stube mit großem Heerd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt; selten wurde ein Licht angezündet, nur ein Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende. Das schmutzige wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Häringen und von Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik, Freuden, denen auch der ärmste Pole nicht entsagt. Es gab keine Rechtspflege im Lande, der Edelmann, der Starost verhängten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen. Es war in der That ein verlassenes Land; es war eine Einöde.“

Doch genug! Wer diese Schilderung für übertrieben hält, der sehe sich heute den Kassuben an. Seit fünfviertel Jahrhunderten ist der Druck von ihm genommen; aber wie verhältnißmäßig gering sind die Erfolge einer geordneten, doch nicht immer durchgreifend genug vorgehenden Verwaltung! Denn die Spuren dreier Jahrhunderte polnischer Herrschaft haften am Land und am Kassuben, wie die Nachwirkungen eines Brandes im Waldboden. Höchst ärmlich lebt die Mehrzahl der Bevölkerung und tief ist ihr Bildungsgrad trotz des preußischen Schulmeisters. Der Aberglaube, auch der religiöse, ist entsetzlich und nicht ausrottbar; er äußert sich u. A. auch bei der Geburt des Kindes und verbietet, eine Hebamme herbeizurufen. Eine Frau im Dorfe oder gar der Ehemann leistet der Gebärenden Hilfe — kein Wunder also die große Sterblichkeit unter den Wöchnerinnen, die im Kreise Karthaus auf 114 unter 10,000 steigt (im deutschen Kreise Marienburg kommen dagegen 28 Todesfälle auf 10,000 Wöchnerinnen!) Freundlichere Züge fehlen ja nicht ganz, wie eine gewisse harmlose Zutraulichkeit zu Dem, der ihn in seiner Sprache anredet; aber Faulheit, Trunksucht und Unsauberkeit charakterisiren den Durchschenttskassuben ebenso, wie Mangel an Wahrheitsliebe, kriechende mit Unverschämtheit gemischte Unterwürfigkeit, Abneigung gegen alles Neue und Fremde, nicht zum wenigsten gegen den Deutschen, ja im Grunde auch gegen den stammverwandten Polen. Der Deutsche selber ist allerdings nicht schuldlos daran, der, mag er auch noch ärmer sein als der Kassube, auf diesen halb mitleidig, halb nichtachtend herabsieht. Dafür hat der Kassube ein feines Gefühl, und die Folge ist starres, mißtrauisches Abschließen, wenn auch keine direkt feindselige Gesinnung. Darum findet eine Vermischung von Deutschen mit Kassuben so gut wie nie statt.

Unbekannte hawaiische Fische.

Aus unserer Bundeshauptstadt berichtet ein Korrespondent: Sachverständige der Fischkommission, welche nach Hawaii abgeordnet waren, um die dortigen Fischerei-Verhältnisse zu studiren und Empfehlungen für Fischerei-Gesetzgebung vorzubereiten, die im nächsten Winter dem Kongreß unterbreitet werden sollen, sind ganz enthusiastisch über den Reichthum an wohlschmeckenden und prächtig gefärbten Zierfischen, welche die Gewässer des Inselreiches aufweisen. Dr. Evermann, der die Expedition leitete, hat etwa 300 verschiedene Fischarten vorgefunden, von denen mehr als 50 der Wissenschaft bis dahin gänzlich unbekannt geblieben waren. Nur wenige der Arten finden sich an der amerikanischen Küste, und für den amerikanischen Angler müßte der Sport in den Gewässern Hawaiis deshalb einen besonderen Reiz haben.

Eine wichtige Aufgabe der Sachverständigen wird dahin gehen, die zahlreichen Arten mit wissenschaftlichen und praktischen amerikanischen Namen zu versehen, denn bis jetzt erfreuen sich die prächtigen Bewohner der Hawaii'schen Gewässer nur einheimischer Namen, welche zumeist schauderhaft lang und polizeiwidrig unschön sind. Kann man sich z. B. einen goldig-roth und grün schimmernden Fisch von ausgezeichnetem Geschmack unter dem Namen „Humuhumueleele“ vorstellen? Oder einen anderen mit dem Namen „Aholehole“ als eine vorzügliche Delikatesse? Oder kann man sich etwas dabei denken, wenn man auf der Speisekarte gesottene „Hinalea Nukuloa“ finden sollte? Oder wie würde gar ein Höumuhumukunukuapua“ auf die Phantasie eines Fischliebhabers wirken?

Die Fische werden in Hawaii, ohne sortirt zu werden, auf den Markt gebracht, und zwar sind es meist japanische Händler, die sich mit dem Vertrieb derselben abgeben. Trotzdem Fische reichlich in den die Inseln umgebenden Gewässern vorhanden sind, bilden dieselben doch ein theures Gericht, da selbst die gewöhnlichsten Sorten mit 30 Cents das Pfund bezahlt werden müssen. Dies ist wesentlich, wie Dr. Evermann konstatirt, dem Umstande zuzuschreiben, daß es keine Eishäuser auf Hawaii gibt, in welchen die Fische aufbewahrt werden könnten, und der Fischhändler somit auf großen Verlust durch das Verderben der Fische rechnen muß. In dieser Beziehung wird übrigens mit der Zeit wohl eine Besserung eintreten, wenn erst amerikanischer Unternehmungsgeist den hergebrachten Schlendrian beseitigt haben wird.